

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort	3
1. Entwicklung des Festungsbaus.....	3
2. Die Belagerung von Wiener Neustadt	7
2.1 Vorgeschichte	7
2.2 Die Belagerung	9
2.3 Folgerungen	12
3. Die Belagerung von Kufstein	12
3.1 Vorgeschichte	13
3.2 Die Belagerung	14
3.3 Der Sturm auf die Festung	19
3.4 Folgerung	20
4. Geschichte des Kriegswesens	22
4.1 Die Söldnerheere	23
4.2 Das Erscheinen der Muskete	25
4.3 Auf dem Weg zum modernen Heer	27
5. Baumeister und Ingenieure	28
5.1 Die Kunst, eine Festung zu errichten	29
5.2 Die Kunst, eine Festung zu zerstören	30
5.3 Das Ingenieurswesen	31
6. Vaubans Schneeflocken	32
6.1 Neue Formen.....	33
6.2 Außenwerke	34
6.3 Kein Vor- ohne Nachteil	35
6.4 Die Manieren der Festungsbauer	36
7. Die Belagerung - Vorbereitungen	36
7.1 Wehret dem Hunger	37
7.2 Die Festungswerke	39
7.3 Vorbereitungen der Angreifer	40
7.4 Der Anmarsch	41

7.5 Umschließen und Verschanzen.....	43
8. Die Belagerung	45
8.1 Verhandlungen	45
8.2 Lagerleben	46
8.3 Ordnung und Disziplin	47
8.4 Huren- Tross- und andere Weibel	50
8.5 Das Los der Belagerten	52
9. Der Belagerungskampf	54
9.1 Sappen und Gräben	56
9.2 Minenkrieg und Breschenschlag	58
9.3 Ausfälle und Gegenangriffe	60
9.4 Artillerie und Feuersturm	61
9.5 Deichdurchbruch und Wasserspiele	62
10. Das Ende	65
10.1 Die Kapitulation	65
10.2 Der Sturm	66
11. Die Nachwirkungen	68
11.1 Das Los der Verwundeten	69
11.2 Gefangennahme	70
11.3 Plündern und Brandschatzen	71
12. Rezeption und mediale Wirkung	75
Nachbemerkungen	78
Anhang I: Abstract	79
Anhang II: Literaturverzeichnis	81
Anhang III: Lebenslauf	82

Vorwort

Die Neuzeit lässt in fast allen Bereichen des Lebens, der Technik und Wissenschaft ebenso wie der Gesellschaft, eine Vielzahl von Neuerungen erkennen. Diese ersetzen dabei althergebrachtes Wissen, Standpunkte und Vorgangsweisen, welche nicht selten seit Jahrhunderten oder noch länger ihre Gültigkeit hatten. Auch der militärische Bereich stellt hier keine Ausnahme dar. Die rapide Entwicklung im Kriegswesen und insbesondere der Aufstieg von Feuerwaffen und Artillerie brachten radikale Änderungen in der Kriegsführung mit. Insbesondere der Belagerungskampf macht dies deutlich. Innerhalb kürzester Zeit vollzog sich der Wechsel von der geradezu klassischen Ritterburg zu gewaltigen Festungssystemen, die mit ihrer sternförmigen oder gar schneeflockenartigen Gestalt eine Verschmelzung von militärischem Wissen mit jenem aus dem Bereich der Technik und Mathematik darstellen.

Die vorliegende Arbeit soll einen Überblick über diese Entwicklungen geben. Zum einen soll dabei ein Augenmerk auf der Entwicklung des Festungsbaus ebenso liegen, wie auf den Änderungen im Kriegswesen. Im Anschluss soll gezeigt werden, zu welchen Änderungen im Belagerungskrieg dies führte und was diese für die beteiligten Parteien bedeutete. Dabei soll der Fokus jedoch nicht ausschließlich auf militärischen Fragen liegen, sondern auch das Los der Zivilbevölkerung Beachtung finden.

1. Entwicklung des Festungsbaus:

Kämpfe um Siedlungsplätze, Städte und ähnliche Orte hat es schon zu allen Zeiten gegeben. Ebenso haben die Menschen zu allen Zeiten versucht sich mittels Fortifikationen verschiedenster Art gegen ein solches Ereignis zu wappnen. Jedoch muss man hierbei beachten, dass sich die Kriegsführung und demgemäß die Belagerungstechnik in ihrem Kern über Jahrtausende bis zum Ende des Mittelalters kaum verändert hat. Natürlich verfeinerten sich die Fertigkeiten in der Herstellung von Waffen und Rüstungen, ebenso wie die Kulturen und Gesellschaften wechselten, welche die Kriege ausfochten, doch im Grunde folgte die Kriegsführung dem gleichen Prinzip: bewaffnete Einzelkämpfer im Nahkampf - ob zu Fuß oder beritten - treten gegeneinander an, wobei sie fallweise von Fernkämpfern wie Bogenschützen unterstützt wurden. Im Falle einer Belagerung erweiterte sich dieses Prinzip noch um diverse Wurfmaschinen wie etwa Katapulte. Auch wenn diese fallweise durch massiven Beschuss eine Bresche in die Verteidigungsanlagen zu schlagen vermochten, oder sie zumindest zu beschädigen, so lag die primäre Aufgabe doch nach wie vor darin, die vor

der Stadt lauerner Kämpfer schlicht und ergreifend draußen zu halten. Für diesen Zweck reichte meist schon eine Mauer von relativ geringer Stärke. Was ihnen an Stärke, beziehungsweise Dicke fehlte, machten die Mauern vor allem durch ihre Höhe wett, da Belagerer meist auf die eine oder andere Weise versuchten diese zu erklimmen. Zudem bediente man sich bei der Errichtung mittelalterlicher Befestigungen, insbesondere im Falle von Burgen, an natürlichen Geländevorteilen wie etwa erhöhten und schwer zugänglichen Standorten. Diese Kombination reichte meist aus um einen potentiellen Belagerer abzuschrecken und ihm im Zweifelsfall wenigstens so lange widerstehen zu können, bis er die Belagerung abbrach oder Entsatz herangeführt werden konnte.

Dieses System, welches über so lange Zeit Bestand hatte, wurde mit dem Auftreten der Feuerwaffen völlig verändert. Auch wenn diese Entwicklung nicht über Nacht geschah, verabsäumte man es, rechtzeitig die Gefahr und auch das Potential zu sehen, welches von diesen neuartigen Waffen ausging. An sich war das Schwarzpulver in Europa schon ab der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts bekannt, doch dauerte es noch bis ins 14. Jahrhundert bis sie vereinzelt als Waffen in Form einfacher Feuerrohre auftraten. Diese Waffen waren noch sehr ungenau und vor allem bei weitem nicht feuerkräftig genug, um einer sorgfältig angelegten Befestigung gefährlich werden zu können. Dies änderte sich jedoch im Laufe der Zeit, als die Kanonen immer größer und präziser wurde, ebenso wie ihre Reichweite zunahm. An der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert wurden die Geschütze schließlich immer leistungsfähiger und man begann damit, sie nicht nur konzentriert und konzertiert einzusetzen, sondern begriff sie nun auch als eine eigene Waffengattung: die Artillerie. Damit wurden Feuerwaffen zu einer massiven Bedrohung für die traditionellen Befestigungen mit ihren relativ dünnen, aber dafür hohen Mauern und Türmen.¹

Zunächst stand man dieser Entwicklung wie so oft ratlos gegenüber und benötigte einige Zeit, um angemessen darauf reagieren zu können. Dies geschah jedoch nicht von heute auf morgen, vielmehr kann man vom Zeitraum etwa zwischen 1450 und 1530 als eine Art Übergangs- oder Transitionszeit sprechen. Waren die Mauern und Türme der veralteten mittelalterlichen Fortifikationswerke vorher nahezu chancenlos gegen die sich entwickelnde Artillerie, so versuchte man nun auf Seiten der Festungsbauer gleichzuziehen. Dabei war man freilich noch weit entfernt von den ausgefeilten und bis ins letzte geometrische Detail durchgeplanten so genannten Manieren und Schulen späterer Zeiten. Vielmehr experimentierte man in vielerlei

¹ Hartwig Neumann; *Festungsbaukunst und Technik, deutsche Wehrbauarchitektur vom XV. - XX. Jahrhundert*; Augsburg 2000, S.282

Form und versuchte aus der Praxis möglichst viele Lehren zu ziehen, wobei naturgemäß auch Irrwege beschritten wurden. Anstelle der erwähnten Manieren, welche gewissermaßen schablonenhaft angewendet werden konnten, ging es zunächst darum für jede Stadt, beziehungsweise für jede Festung eine individuelle Lösung zu finden, welche sich der natürlichen Umgebung ebenso anpasste, wie eventuell bereits vorhandenen Befestigungen.²

Zunächst ging man nämlich häufig von den vorhandenen Befestigungswerken aus und versuchte sie nach Möglichkeit zu erweitern und zu verbessern. Vordergründig erreichte man dies etwa, indem man die Mauern verstärkte. Die obligatorischen Wehrtürme beispielsweise waren besonders lohnende Ziele für Artilleristen, standen sie doch deutlich hervor und konnten beachtliche Folgeschäden anrichten, wenn sie erst einmal durch gezielten Beschuss zum Einsturz gebracht wurden. Demgemäß reduzierte man die Höhe der Türme, die bis dato nicht zuletzt als Aussichtsplattform dienten, um den Gegner auszuspähen. Zudem verstärkte man die Mauern um sie gegen Kanonenkugeln zu wappnen. Im Mittelgeschoss der Türme, wo die Schusslinie fast gerade und damit die Wirkung der Kugel geradezu optimal war, fanden sich meist die stärksten Mauerwerke. Als ein Beispiel sei hier etwa der so genannte "Dicke Turm" in Friedberg genannt. Bei einem Durchmesser von immerhin 18,70 Metern weist er an der stärksten Stelle Mauern von nicht weniger als 5,70 Metern Dicke auf, also mehr als die Hälfte seines Radius.³ Doch schon bald zeigte sich, dass die alten Befestigungen einen weiteren gravierenden Nachteil hatten. Denn während die immer größer werdenden Geschützkaliber der Angreifer problemlos in relativ weiter Entfernung vor der Stadt stehen und diese mit Salve auf Salve beschießen konnten, waren die Verteidiger auf den Mauern meist auf Handwaffen angewiesen und konnten nicht viel mehr unternehmen, als - im wahrsten Sinne des Wortes - die Zinnen zu bemannen. Naturgemäß wollten also auch die Verteidiger die Vorteile der neuen Waffen nutzen, doch stießen sie hier auf ein Problem. Die alten Mauern waren viel zu dünn gewesen, um Kanonen entsprechenden Kalibers auf ihnen postieren zu können und auch wenn man die Mauern verstärkte, so reichte dies meist nicht aus. Einerseits aus mangelndem Platz auf dem Wehrgang, andererseits auch wegen der mangelnden Stabilität, da sie zwar Soldaten tragen konnten, die Belastungen einer feuernden Batterie jedoch nicht.⁴

Die Lösung musste also heißen in den Befestigungswerken einen gesonderten Platz zu schaffen, der ausreichend Platz und Stabilität bot um Geschütze aufstellen zu können und

² Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 132

³ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 135

⁴ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 283

ihnen einen ausreichenden Feuer- und Wirkungsbereich zu geben. Dieser Grundgedanke, der in den späteren großen Festungswerken nicht nur seinen Höhepunkt fand, sondern zum zentralen Thema des Fortifikationsbaus wurde, führte zunächst zur Entwicklung des Rondells. Dabei handelt es sich um eine einfach gehaltene und wie der Name bereits sagt halbrunde Bastei. Dieser Bau wurde in den meisten Fällen einfach an die bereits bestehenden Mauerwerke angefügt. Dieser erste Schritt auf dem Weg zu komplexeren Festungswerken und -systemen wurde beispielsweise von Albrecht Dürer im Jahre 1527 nicht nur beschrieben, sondern auch in einem seiner Holzschnitte festgehalten. Dieser erste Entwicklungsschritt ließ jedoch schon nach kurzer Zeit einen gravierenden Mangel erkennen. So sehr sich die Kampfkraft der Verteidiger auch erhöhen mochte, gab es am Fuße dieser Rondelle einen Bereich, welchen die auf ihnen stationierten Geschütze nicht erreichen konnten. Diesen toten Winkel galt es nun zu eliminieren, ihn also mit anderen Waffen so sichern zu können, dass ein potentieller Angreifer keinen Ort während seines Sturmwegs finden konnte, an welchem er sich sammeln oder auch nur verschnaufen konnte, ohne unter Feuer zu stehen. Als Problem erkannte man dabei vor allem den abgerundeten Grundriss, welcher Bereiche schuf, die nicht zu sichern waren.⁵

Somit musste diese Form schon bald einem pfeilförmigen Grundriss weichen, der sich aus den Schusslinien ergab, welche die Kanonen auf den Mauern bildeten. Wenn man nun an den Flanken eines solchen Werkes Geschütze positionierte, konnten diese die geraden Frontmauern entlang schießen. Eine solche Form der Befestigung wurde Bastion genannt. Die zugespitzten vorderen Seiten, welche von den seitlich positionierten Kanonen - in der Sprache der Zeit - "bestrichen" werden konnten, nannte man demgemäß die Streichen, bisweilen auch die Facen. Die Seitenmauern, welche die Bastion mit der Mauer verband nannte man die Flanken. Die Entwicklung und Einführung dieser "echten" Basteien war jedoch keineswegs flächendeckend und gleichmäßig. Zunächst lag dies daran, dass man die oftmals vorhandenen mittelalterlichen Festungswerke integrieren musste. Ebenso wurden an manchen Stellen neue Befestigungen noch nach den alten Mustern gebaut. Eine solche Zwischenlösung ist etwa ein Turm der Befestigung von Leuchtenburg. Hierbei wurde ein mittelalterlicher Wehrturm mit einem Sockel umgeben, der - entsprechend der Basteien - in einer Dreiecksform ausgeführt wurde. Das eher schleppende Vorankommen neuer Ideen lag nicht zuletzt auch daran, dass es in Bezug auf den Festungsbau noch so gut wie gar keine Kommunikation oder gar einen Austausch von Erfahrungen und Ideen gegeben hätte. Vielmehr versuchte man die Probleme

⁵ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 134

vor Ort mit dem ebenfalls vor Ort vorhandenen Wissen zu lösen. Dazu trug auch das Fehlen von entsprechender Literatur bei, obwohl in jener Zeit Traktate und Lehrbücher zu einer Vielzahl von Themengebieten und Professionen verfasst wurden. Zudem hatte natürlich auch die seit Jahrhunderten gefestigte traditionelle Bauweise ihren gefestigten Stand. Auch stellte die Bastion als Bauform etwas vollkommen Neues dar. Hier konnten, anders als in anderen Bereichen der sich immer weiter verbreitenden und entwickelnden Renaissance, die Bauherren nicht auf antike Vorbilder oder Ideen zurückgreifen, sondern mussten ihre eigenen Methoden entwickeln.⁶ Da sich der Baumeister, oder vielmehr der Militärbaumeister, als Beruf erst später entwickelte, lag die Leitung des Festungsbaus zunächst in den Händen Anderer. Dies waren meist lokale Persönlichkeiten, denen man in verschiedenem Maß das Know-How zutraute, derartige Bauten zu errichten. Dabei konnte es sich ebenso um besonders erfahrene Steinmetze handeln, wie auch um Zimmerleute oder Maurer. Eine zunftmäßige Ordnung, die Lehrbücher oder gar vereinheitlichte Vorgangs- und Bauweisen hervorgebracht hätte, gab es in der Transitionszeit jedenfalls nicht.⁷ Fraglich bleibt dabei auch, wo exakt diese Entwicklungen ihren Ausgang genommen hatten. Jedoch war man in Italien auf dem Gebiet des Festungsbaus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts besonders aktiv zu Gange. Unter den dortigen Stadtstaaten gab es nahezu ständig Konflikte, die nicht selten in Waffengewalt mündeten. kombiniert mit der geographischen und politischen Kleinräumigkeit der Region ergab dies eine hohe Frequenz an Kriegen, die wiederum einen besonders hohen Innovations- und Anpassungsdruck erzeugte. Dadurch wurde vor allem der norditalienische Raum zu einem idealen Experimentierfeld für alle militärischen Belange.⁸

2. Die Belagerung von Wiener Neustadt

Als ein Beispiel für eine Belagerung am Beginn der frühen Neuzeit sei nun die Belagerung Wiener Neustadts genannt. Sie steht exemplarisch für jene Zeit, in der das mittelalterliche Element zu überwiegen scheint, sich jedoch erste Veränderungen bemerkbar machen, die schließlich in die Belagerungskämpfe der Neuzeit münden sollten.

2.1. Vorgeschichte

Zur Belagerung Wiener Neustadts kam es im Jahr 1452. Ein Heer der österreichischen Stände zog aus um die Stadt, welche damals Residenzstadt und zu diesem Zeitpunkt auch Aufenthaltsort ihres Kaisers, Friedrich III. war. Sie taten dies, um die Herausgabe eines

⁶ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 136-137

⁷ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 146

⁸ Christopher Duffy; *Siege Warfare - the fortress in the early modern world 1494-1660*; London 1987; S. 80

anderen mehr oder weniger freiwilligen Bewohners der Stadt zu erzwingen. Ladislaus Postumus, der rechtmäßige König Ungarns und Böhmens befand sich seit 1440 unter Friedrichs Vormundschaft. Zu diesem Zeitpunkt war dieser als Friedrich IV. zwar König, aber noch nicht gekrönter Kaiser. Die Ungarn und Böhmen forderten seither vehement die Übergabe des Mündels, doch Friedrich weigerte sich beharrlich. Auch die österreichischen Stände stimmten schließlich in die Forderungen der Ungarn und Böhmen mit ein. Nachdem Ladislaus 1451 seinen Vormund zu dessen Kaiserkrönung und Hochzeit nach Rom begleitet hatte, entlud sich der Konflikt in einem Kriegszug der österreichischen Stände gegen ihren Herrn.⁹

Wiener Neustadt war zu dieser Zeit eine der am stärksten befestigten Städte in den gesamten Habsburgischen Erblanden. Die Stadtbefestigungen waren exemplarisch für eine mittelalterliche Stadt und wurden im 12. Jahrhundert angelegt. Als planmäßig angelegte Stadt verfügte Wiener Neustadt über einen rechteckigen Grundriss. Dieser wurde von einer Ringmauer mit Wehrgang umschlossen. Diese war wie der größte Teil zeitgenössischer Mauern und Wälle nicht besonders dick, dafür aber umso höher. Bei einer Höhe von fünf Metern wies sie etwa nur eine Stärke von zwei bis drei Metern auf, was zwar für Bogen- und Armbrustschützen ebenso reichte wie für kleinere Feuerwaffen, etwa Hakenbüchsen, doch war die Mauer viel zu dünn und nicht ausreichend stabil genug, um darauf größere Geschütze zu positionieren. An jeder Ecke der Stadt befand sich ein großer Wehrturm. Zwischen diesen befanden sich in regelmäßigen Abständen über die Stadtmauer verteilt kleinere Türme. Jedes Stadttor war zudem zur Sicherung noch von eigenen Tortürmen flankiert. Als militärisches Kernstück und zentraler Wehrbau der Stadt fungierte die damals in der südöstlichen Ecke der Stadt gelegene Wiener Neustädter Burg. Diese als Vierturmburg ausgeführte und mit einem sie umgebenden Wassergraben gesicherte Anlage beherbergte die Garnison der Stadt und sollte auch nach dem Fall der eigentlichen Stadt weiter ausharren und Widerstand leisten können. Gewissermaßen als Pendants zu dieser weltlichen Festung waren an den anderen Enden der Stadt Klöster und Kirchenbauten in die Wehranlagen einbezogen worden, so sie direkt an den Mauern lagen.¹⁰

Vor diesen eigentlichen Stadtmauern befanden sich jedoch noch weitere Anlagen und Hilfsmittel, welche potentiellen Angreifern das Leben schwer machen sollten. Etwa zwei bis drei Meter vor der Stadtmauer befand sich eine weitere, niedrigere Mauer, die so genannte

⁹ Gertrud Buttlar; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus in Wiener Neustadt* ; Wien 1986; S.40

¹⁰ Buttlar; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 17

Zwingermauer. Mit "Zwinger" war dabei der durch sie gebildete Zwischenraum gemeint. Sollte ein Feind die Zwingermauer überwinden, so war er zwischen dieser und der Stadtmauer gefangen und ein leichtes Ziel für die Verteidiger auf den Zinnen, ob sie nun mit Pfeil und Bogen oder auch herab geworfenen Steinen zu Werke gingen. Bevor man jedoch so nahe an die Stadt herankam, galt es noch den mit Wasser gefüllten Graben zu überwinden, welcher unmittelbar vor der Zwingermauer lag. Diesen Verfestigungswerken vorgelagert befanden sich an neuralgischen Punkten noch weitere Vorwerke. Bei diesen einfachen Schutzbauten handelte es sich um Blockhäuser, die meist noch von einigen Erdwällen und Schanzen umgeben waren. Vor diesen Stadtbefestigungen lagen zudem noch die Vorstädte, wie sie auch an zahlreichen anderen Orten entstanden sind, als mehr und mehr Menschen in die Städte zogen. Auch diese waren zum Teil befestigt, doch begnügten sie sich im Wesentlichen mit niedrigen Palisaden und Erdaufschüttungen, beziehungsweise Wällen. In der Stadtmauer befand sich zudem ein besonders geschützter Durchfluss. Dieser leitete einen eigens angelegten künstlichen Bach in die Stadt, welcher am nahe gelegenen Flussbett der Schwarza seinen Anfang nahm. Auf diese Weise war es möglich, die Versorgung Wiener Neustadts mit Trinkwasser sicherzustellen. Brachte dies schon in Friedenszeiten Vorteile bei Gesundheit, Hygiene und Lebensqualität, so war die Wasserversorgung während einer Belagerung unabdingbar, wenn man die Absicht hegte, die Stadt zu verteidigen und zu halten.¹¹

Dieses gut ausgebaute Verteidigungssystem wurde von jenen Soldaten bemannt, welche auch die Garnison der Wiener Neustädter Burg stellten. Im Belagerungsfall wurde diese Zahl noch weiter aufgestockt, zumal für jeden Bürger der Stadt die Wehrpflicht galt. Einige Zeit war es für den Erwerb des Bürgerrechts sogar eine zwingende Voraussetzung, eine eigene Feuerwaffe vorweisen zu können.¹²

2.2 Die Belagerung

Die Belagerung begann am 27. August 1452, als die Beobachter auf den Mauern der Stadt das etwa 16.000 Mann starke Heer der Stände heran marschieren sahen. Zunächst versuchte dieses natürlich die Stadt weiträumig zu umzingeln. Nachdem dies getan war, schritt man bereits am darauf folgenden 28. August zum Sturm auf die Stadt. Als man versuchte das Glacis zu überqueren und an die Stadtmauern zu gelangen, gerieten die Angreifer unter schweren Beschuss von den Mauern und Türmen der Stadt. Zudem wagte die Besatzung der Stadt einen Ausfall um die Wucht des gegnerischen Angriffs zu brechen und ihn nach

¹¹ Buttlar; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 17-18

¹² Buttlar; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 19

Möglichkeit zurückzuschlagen. Zu diesem Zwecke nutze man auch zwei armierte Wagen, welche man vor einem der Stadttore in Position gebracht hatte. Auf der Ladefläche dieser beiden Wagen befand sich jeweils ein leichtes Geschütz, welches nun Unterstützungsfeuer lieferte.¹³

Wie heftig diese Kämpfe tobten, wird aus einem Augenzeugenbericht ersichtlich. Der an den Kämpfen beteiligte Aeneas Silvius Piccolomini weiß zu berichten: *"Da konnte man Waffenstücke durch die Luft fliegen sehen, zugleich auch wie Köpfe und Arme abgerissen wurden und die verstümmelten Leiber der Menschen mit den Pferden hinstürzten. Ein entsetzlich grausiges Schauspiel."* Dieser erste Ansturm konnte zwar zurückgeschlagen werden, doch gelang es dem Ständeheer einen Fehler der Verteidiger zu ihrem Vorteil zu nutzen. Als man im Zuge der Vorbereitungen für die bevorstehende Belagerung daran gegangen war, das Glacis von Bäumen, Sträuchern, Felsen, aber auch von Gebäuden und allem anderen zu Räumen, was dem Feind hätte Deckung bieten können, hatte man eines vergessen: Unweit der Stadtmauer befand sich eine Mühle, die wohl schlichtweg übersehen wurde. Diese Mühle wurde nun vom Feind besetzt. Dieser machte sich sogleich daran, sich dort im wahrsten Sinne des Wortes zu verschanzen, indem man Stellungen und Erdschanzen aushob, sowie mit dem Aushub Wälle aufwarf. All dies geschah unter schwerem Feuer, welches die Verteidiger der Stadt von den Mauern niedergehen ließen, wozu ebenfalls Piccolomini zu Wort kommen soll: *"Nach Mittag als einer gerade seinen Kameraden begraben wollte, wurde er, während er die Aushub vorstreckte, um Erde mit der Hacke heraufzuholen und sie auf die Leiche zu werfen, unversehens von dem Steine eines Geschützes getroffen und verlor beide Hände"*

Durch diesen Beschuss brachte man dem Feind zwar schwere Verluste bei, doch gelang es nichtsdestotrotz, die Mühle zu sichern und zu einer Stellung auszubauen. Unmittelbar hinter dieser Mühle und ihren neuen Verteidigungsanlagen errichtete man gleichsam im Schutz und Windschatten dieses Gebäudes das Heerlager. Dieses diente nicht nur als Lagerplatz für die Soldaten, sondern lockte auch manch neuen Rekruten an. Insbesondere der Sold trieb viele Leute aus der ohnehin verarmten und von den Kriegszügen gebeutelten Landbevölkerung zum Eintritt in das Heer.¹⁴

Nachdem man die Mühlenstellung also gesichert hatte, brachte man an den Schanzen die eigenen Geschütze in Position und begann auch sogleich damit, das Feuer zu erwidern. Nun

¹³ Buttler; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 21

¹⁴ Buttler; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 21-22

lieferten sich die Parteien einen gegenseitigen Schlagabtausch. Doch da beide Seiten nur relativ schwache Geschütze und Feuerrohre mit sich führten, blieb die Wirkung eher begrenzt. Auch mit Pfeil und Bogen beschoss man sich noch, aber führte dies auf beiden Seiten lediglich zu einigen Verwundungen, was zeigt wie zunehmend obsolet diese Form des Fernkampfes inzwischen geworden war. Die Stadt hielt sich bei alledem zunächst ausnehmend wacker. Das Geschützfeuer entfaltete wohl eher eine psychologische Wirkung, denn obwohl es natürlich Schäden an der Mauer und auch innerhalb der Stadt verursachte, hätte die Stadt noch einige Zeit länger ausharren können. Stattdessen machte sich jedoch zunehmend Unruhe breit, da die eingeschlossene Bevölkerung fürchtete, die Stadt würde der schiereren Überzahl an Belagerern nicht mehr lange standhalten können. Die Untergangsstimmung schlug schließlich in regelrechte Panik um.¹⁵

Die Lage spitzte sich durch die Panik noch weiter zu und wurde durch weitere Hiobsbotschaften verstärkt. So war etwa auf dem gesamten städtischen Markt kein einziges Stück Brot mehr zu finden. Dies lag nicht zwangsläufig an der abgeschnittenen Versorgung durch das Umland, sondern vielmehr daran, dass die Händler ihre Vorräte an Lebensmitteln und anderen Dingen versteckten. Dadurch erhofften sie sich einerseits ihre Ware zu schwindelerregenden Preisen verkaufen zu können und fürchteten auf der anderen Seite, man könnte ihnen ihre Waren im Zwang des Augenblicks ohnehin wegnehmen um sie unter das hungernde Volk zu bringen. Tatsächlich hätten sich genug Vorräte in der Stadt befunden, um noch Monate auszuharren. Dennoch, war wie in Berichten zu lesen ist "heftiges Wehklagen auf den Gassen". Als schließlich auch noch die Weinhäuser der Stadt ihre Pforten schließen mussten, war die Stimmung und Moral der Verteidiger auf einem absoluten Nullpunkt angelangt. Schließlich gab unter diesem Eindruck Kaiser Friedrich sein Einverständnis dazu, Kontakt mit den Anführern des Ständeheeres aufzunehmen. Schließlich einigte man sich auf einen ersten Waffenstillstand um die genaueren Bedingungen eines Friedensschlusses aushandeln zu können¹⁶

Schließlich ritt der Kaiser höchstpersönlich vor die Stadt um den Frieden auszuhandeln. Friedrich zeigte sich huld- und respektvoll gegenüber den Vertretern der Stände und diese erwiderten diese Gunst in dem sie dem Kaiser sogar den Fußfall erwiesen. Friedrich hörte sich die Forderungen an und kehrte zurück in die Stadt, um sich mit seinen Beratern zu

¹⁵ Buttlar; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 22-23

¹⁶ Buttlar; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 23

besprechen.¹⁷ Einige waren fassungslos, als sie hörten, dass der Kaiser gedachte Ladislaus auszuliefern. Es wurde sogar der Vorschlag gebracht, man möge den jungen König einfach an exponierter Stelle an einen Stadtturm binden, dann werde man ja sehen, ob die Stände sich trauten, die Stadt weiter zu beschießen.¹⁸ Dennoch blieb Friedrich bei seiner Entscheidung. Die Belagerung wurde aufgehoben, Ladislaus wurde den Ständen übergeben und unter Jubel nach Wien gebracht.¹⁹

2.3 Folgerungen

Betrachtet man die Belagerung von Wiener Neustadt, so wird ersichtlich, dass hier mittelalterliche Elemente noch sehr stark überwiegen. Zum einen wäre da die Anlage der Stadt, sie ist nicht nur einfach eine mittelalterliche Stadt, sie ist als Planstadt wohl ein Paradebeispiel dafür. Das gleiche gilt für ihre Befestigungswerke. Dennoch haben sie in diesem Falle ihre Wirkung getan. Denn obwohl die Stadt letztlich kapitulierte blieben die Mauern weitgehend intakt. Die Artillerie, die sich noch zur größten Bedrohung jeder Festung der Neuzeit entwickeln sollte, spielte hier eine eher untergeordnete Rolle. Die Stücke waren nicht feuerkräftig genug, um die Mauern zu durchschlagen. Zwar gab es bereits größere Geschütze, die dies gekonnt hätten, doch waren diese selten und der Transport enorm aufwendig, sodass eine Belagerung oft zu Ende war, bevor sie herangeschafft werden konnten. Dennoch entfalteten die Kanonen bereits eine verheerende Wirkung gegen Soldaten, wie sich im blutig zurückgeschlagenen Sturmversuch zeigt. Dies zwang die Belagerer dazu, nicht nur vor der Stadt zu lagern, sondern sich vor Direktbeschuss geschützt zu verschanzen. Der direkte Sturm auf die Mauer war ihnen jedoch verwehrt. Die Entscheidung brachte wie auch später noch so oft die Taktik, die Sache auszusetzen und darauf zu hoffen, dass die Stadt früher oder später kapitulieren würde.

3. Die Belagerung von Kufstein

War die Artillerie zunächst eher bedeutungslos, sollte sich dies schon sehr bald ändern. Die Artillerie wurde technisch ausgereifter und immer wirkungsvoller. Wie verheerend diese neue Waffe auf eine Befestigungsanlage auswirken konnte, wurde schon bald offensichtlich. Als ein Beispiel für diesen Umbruch soll die Belagerung von Kufstein dienen.

¹⁷ Buttlar; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 23-24

¹⁸ Buttlar; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 25

¹⁹ Buttlar; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 26-27

3.1 Vorgeschichte

Die Ursachen für die Belagerung von Kufstein liegen im bayerisch-pfälzischen Erbfolgekrieg begründet. Am 1. Dezember 1503 war mit dem Tod Herzog Georg des Reichen von Landshut-Ingolstadt seine Linie des Hauses Wittelsbach im Mannesstamm erloschen. Seine Besitzungen vermachte er jedoch nicht, wie vom Wittelsbacher Hausvertrag eigentlich vorgesehen, an die andere Linie des Hauses Wittelsbache, sondern an seine Tochter. Hierbei hatte er jedoch bereits geregelt, dass sie die Gemahlin eines der Söhne des Pfälzischen Kurfürsten Phillip werden sollte. Das hätte diesem einen enormen Macht- und Gebietsgewinn eingebracht, jedoch standen solche Interessen denen seines obersten Herren entgegen. Maximilian, damals noch deutscher König, war ebenfalls an den Besitzungen der Wittelsbacher interessiert. Das König- bzw. Kaisertum zu jener Zeit hatte längst viel von seiner Macht und seinem Ansehen eingebüßt. Die Landesherren konnten die Machtfülle in ihren Territorien immer weiter ausbauen und brauchten den Kaiser nur wenig zu fürchten. Maximilian wollte dies ändern. Da das Reich de facto ständig in Geldnöten steckte, gab es für ihn fast nur eine Möglichkeit Reichspolitik zu machen, nämlich indem er seine habsburgischen Lande benutzte, um Geld und Truppen zu lukrieren. Als zentralen Kern dieser Besitzungen sah er das Land Tirol. Demgemäß interpretierte er nach Georgs Tod die Lage zu seinen Gunsten. Albrecht, der Herzog von Bayern-München wollte hingegen nicht akzeptieren, dass das Erbe an die Pfälzer fallen sollte. Maximilian sagte ihm nun seine Unterstützung zu. Als Gegenleistung bekundete er Interesse an den Tiroler Gebieten aus dem Erbe - darunter auch Stadt und Festung Kufstein. Zunächst trafen sich die betroffenen Parteien noch zu Verhandlungen, doch als Pfalzgraf Ruprecht bemerkte, dass der König und Albrecht die Sache schon längst unter sich ausgemacht hatten, suchte er sein Glück im Kampf. Maximilian sprach darauf über ihn und sein Haus die Reichsacht und der bayerisch-pfälzische Erbfolgekrieg nahm seinen Lauf²⁰

Kufstein wurde zwar zunächst an Maximilian übergeben, doch der noch von Georg eingesetzte Festungskommandant Hans von Pienzenau fühlte sich in seiner Loyalität eher der Tochter seines früheren Herren und somit von nun an den Pfälzern verpflichtet. Die ihm nachgesagte Sturköpfigkeit tat ihr übriges und als schließlich pfälzische Truppen in das Gebiet um Kufstein vordrangen, übergab er die Stadt ebenso wie die Festung schon nach

²⁰ Winfried Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein 1504*; Wien 1969; S. 3-4

kurzen Verhandlungen an die Pfälzer, die ihn auf seinem Posten als Festungskommandant beließen.²¹

3.2 Die Belagerung

Die Festung Kufstein und die sie umgebende gleichnamige Stadt liegen am Ufer des Inns. Dabei liegen sie direkt am Ausgangspunkt des alpinen Teils des Inntals und nur wenige Kilometer vom bayerischen Alpenvorland entfernt. Daher kam ihr eine besondere strategische Bedeutung zu. Die Festung erhebt sich auf dem Schlossberg, einem schroffen Felsen mitten in der Stadt. Dieser Standort eignete sich natürlich besonders gut für eine Befestigung in Form einer Höhenburg, die auf diesem erhabenen Platz das Tal überblicken und den Zugang ins Inntal sperren konnte.

Als äußerster Verteidigungsring fungierte dabei die alte Stadtmauer. Diese fiel nach der Art mittelalterlicher Befestigungen aus, demgemäß war sie zwar dünn, erreichte aber eine beachtliche Höhe. So war sie an den meisten Stellen nur etwa eineinhalb bis zwei Meter dick, doch ragte sie bis zu fünfzehn Meter über dem Boden auf. Die Mauerkrone war mit Zinnen versehen, die gute Deckung für Schützen bot. Dahinter befand sich ein rundum verlaufender Wehrgang. Um die Wirkung der Mauern zu verstärken legte man überdies einen Graben an ihrer Außenseite an. Die Mauer war natürlich in regelmäßigen Abständen mit Wehrtürmen versehen. Diese erreichten je nach Standort Höhen von zwölf bis zwanzig Metern. Bei ihrer Errichtung hatte man darauf geachtet, sie leicht aus der Mauer vorzuschieben. Auf diese Weise konnte man von den hervorstehenden Flanken der Türme jenen Bereich unter Feuer nehmen, welcher unmittelbar vor der Mauer lag, wodurch dem Gegner ein Sammeln oder auch nur ein Verschnaufen in diesem ansonsten toten Winkel unmöglich gemacht wird. Diese Wirkung wäre an sich umso stärker gewesen, als die Türme ausreichend groß und massiv angelegt waren, um Geschütze auf ihnen positionieren zu können. In ihrer Gesamtkonzeption jedoch hatte die Stadtbefestigung einen gravierenden Mangel, der in den Erfahrungen der mittelalterlichen Belagerungskämpfe begründet liegt. Eine Seite der Stadt lag direkt am Ufer des Inn. Da ein Ritterheer wohl nicht die Risiken hätte aufnehmen wollen, über den Fluss zu setzen, selbst wenn es die Möglichkeiten gehabt hätte, räumte man diesem Bereich bei der Verteidigung eher weniger Bedeutung zu. Dies zeigte sich in den geringeren Mauerstärken,

²¹ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 6

weniger Türmen und generell einer schwächeren Verteidigung auf dieser Seite Kufsteins - ein Umstand, der sich im Verlauf der Belagerung noch als gravierender Fehler erweisen sollte.²²

Die Festung Kufstein selbst lag wie bereits erwähnt auf dem höchsten Punkt des Schlossberges mitten in der Stadt. Sie bestand aus mehreren miteinander verbundenen Bauten, die von zwei mächtigen Türmen überragt wurden: dem Fuxturm, sowie dem Bürgerturm. Obwohl die Festung durch ihre Lage bereits nur sehr schwer zu erreichen und im Kriegsfall kaum in einem direkten Angriff zu erstürmen war, war sie nach außen zusätzlich durch einen Mauerring gesichert. Dieser fiel wesentlich mächtiger aus als jener, der die Stadt umgab. Die Mauern erreichten eine Dicke von etwa sechs bis sieben Metern. Dabei waren sie aber nicht gemauert, sondern bestanden aus drei Reihen massiver Eichenstämme. Diese wurden dicht an dicht in den Boden gerammt, wobei zwischen jeder Reihe Platz gelassen wurde. Diese Zwischenräume wurden danach mit Erde verfüllt und mit Stein verkleidet. Um den Entwicklungen der Zeit Rechnung zu tragen hatte man an diese Mauer zusätzlich Rondelle angefügt, von welchen man eventuelle Angreifer unter Beschuss nehmen konnte. Diese Befestigungen, kombiniert mit der schwer angreifbaren Lage Kufsteins bewirkten, dass die Festung vielerorts als uneinnehmbar angesehen wurde. Bemannt wurden die Festungsanlagen von zweihundert Mann böhmischer Truppen, welche als besonders hart im nehmen und zuverlässig galten. Sie konnten dabei auf ausreichend Vorräte und Geschütze nebst Munition zurückgreifen, so dass sie einem Belagerer lange die Stirn würden bieten können.²³

Um die Stadt zu belagern marschierte nun ein Heer von etwa 9000 Mann herbei. Darunter befanden sich neben 8000 Infanteristen auch 1000 Reiter und einige Geschütze. Diese Armee wurde nun in 3 kleinere Korps aufgeteilt. Diese begannen sogleich damit die Stadt zu umschließen. Ein Korps setzte sich südlich der Stadt fest, während die beiden anderen an jeweils einem Ufer des Inn in Position gingen, auch um etwaigen Nachschub zu blockieren, der über den Fluss hätte kommen können. Um die Verbindung zwischen den Heeresteilen aufrecht zu erhalten und im Zweifelsfall schnell ans andere Ufer zu gelangen, errichtete man eine Schiffsbrücke über den Inn. Nachdem man nun in Position gegangen war, errichteten die Truppen ihr Lager. Man warf Schanzen auf und begann sich für die Belagerung einzurichten. Zunächst wollte man jedoch versuchen, die Stadt und Feste ohne Blutvergießen einzunehmen. Zu diesem Zweck wurden zunächst drei Warnschüsse über die Stadt gefeuert. Im Anschluss überbrachte man den Stadtvätern und dem Festungskommandanten die Aufforderung zur

²² Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 10

²³ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 11

sofortigen Kapitulation. Der Bürgermeister der Stadt, der Gut und Leben seiner Bürger vor den Verheerungen eines bewaffneten Kampfes schützen wollte, war durchaus geneigt das Angebot anzunehmen. Der Kommandant der Festung jedoch verweigerte dies. Er ging sogar soweit zu drohen, dass er alle Kapitulanten ans Ufer des Flusses bringen und dort ersäufen würde. Angesichts der großen Zahl der Angreifer mag so eine Position überraschen, aber er hoffte wohl auf Zeit spielen zu können. Der Unterhalt des Belagerungsheeres verschlang Unsummen und so glaubte Pienzenau, dass den Feinden irgendwann schlichtweg das Geld ausgehen würde, wozu der ohnehin chronische Geldmangel Maximilians schon seinen Teil beitragen würde.²⁴

So gingen die Belagerer ans Werk, jedoch entschied man sich zunächst gegen einen Sturm auf die Stadt, da ein solcher angesichts der starken Befestigungen mit allzu hohen Verlusten verbunden gewesen wäre. Bevor man also soweit gehen konnte, die Stadt direkt anzugreifen, galt es sie gleichsam sturmreif zu schießen. Zu diesem Zwecke legte man auf erhöhten Plätzen rings um die Stadt Schanzen an. In diesen geschützten Stellungen brachte man nun Geschützbatterien in Stellung. Besonderes Augenmerk legte man dabei auf die südliche Seite der Stadt, welche am Fluss lag. Die schwächeren Befestigungen in diesem Bereich mochten Nahkämpfer abhalten, Artillerie hingegen kümmerte sich nur wenig um den Flusslauf und konnte einfach darüber hinweg schießen. Um die Versorgung des Belagerungsheeres kümmerte sich das Innsbrucker Regiment. Dabei wurden alle Vorräte, Zelte, Geschütze, Munition, Schanzzeug, Bauholz und alle anderen Versorgungsgüter über den Inn transportiert. Insgesamt waren es achtzehn große und zahlreiche kleinere Schiffe, die das Material heranbrachten. An einem zentralen Platz, dem so genannten Zeuggarten wurde alles zwischengelagert und dann weiter an die Korps verteilt. Die Schanzarbeiten rund um die Stadt fanden bereits unter schwerem Feindfeuer statt, dennoch waren alle Arbeiten am 5. Oktober abgeschlossen und die Geschütze in Position gebracht, so dass die eigentliche Belagerung beginnen konnte²⁵

Die erste Phase der Belagerung begann, als am 6. Oktober einige Probeschüsse aus kleineren Stücken gefeuert wurden. Hierzu bediente man sich kleinerer Geschütze wie etwa Feldschlangen oder Kartauen. Die Hauptstücke wurden noch nicht eingesetzt, auch am darauffolgenden 7. Oktober schwiegen die großen Geschütze. Die Wirkung auf die Befestigungen war daher zunächst eher kläglich. Die kleineren Kanonen waren nicht in der

²⁴ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 11

²⁵ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 12

Lage, Stadt oder Festung auch nur anzukratzen, vielmehr prallten die Kugeln aus Stein und Eisen wirkungslos an den Mauern ab. So fielen schließlich die Hauptstücke am 9. Oktober in den Beschuss mit ein. Maximilian genügte dies jedoch noch nicht. Daher befahl er zwei weitere schwere Geschütze heranzuschaffen. Diese trugen die Namen "Türkische Kaiserin", beziehungsweise "Burgunderin" und lagerten in Innsbruck. Der Transportaufwand war derart immens, dass man sich vorerst jedoch mit den vorhandenen Kanonen begnügen musste. Die Großkanonen waren umso notwendiger, als unter den Belastungen des andauernden Feuers eines der Hauptstücke namens "Lew" Zersprang und somit nicht länger zur Verfügung stand.²⁶

Auf Seiten der Verteidiger blieb man selbstverständlich nicht untätig und erwiderte das Feuer aus allen Rohren. Die Geschütze auf den Rondellen der Festung nahmen insbesondere die feindlichen Geschützstellungen unter Feuer. Bei dem sich daraus entspinnden, erbittert geführten, Artillerieduell erwies sich eines der Festungsgeschütze als ganz besonderer Widersacher der Angreifer. Es feuerte mit nicht gekannter Präzision und schaffte es manche Kanone und zahlreiche Männer auszuschalten. Trotz gezielter Bemühungen gelang es jedoch nicht dieses Geschütz zu vernichten. Besonders schwer traf Maximilians Truppen der Verlust von Meister Caspar, der während der Arbeit an seinem Geschütz von einem unglücklichen Artillerietreffer getötet wurde. Caspar galt als der beste und erfahrenste Büchsenmeister in Maximilians Heer, sodass man nach seinem schmerzlichen Verlust von nun an gänzlich ohne sein Können und Fachwissen auskommen musste. Hier lag möglicherweise bereits ein erster Anflug von jenem berüchtigten und gefürchteten Zorn begründet, welchen Kaiaser Maximilian der Stadt und Festung ebenso wie denn darin befindlichen Menschen später entgegenbringen sollte.²⁷

Mittlerweile waren auch die beiden neuen Geschütze aus Innsbruck herangeschafft worden und bereit, in die Kanonade einzustimmen. Doch auch nachdem man sie in Stellung gebracht hatte und sie in das Feuer eingestimmt hatten, blieb die erhoffte Wirkung auf die Festung aus. Daher beschloss man stattdessen lieber die Stadt unter Feuer zu nehmen, welche zu Füßen der Stadt lag. Doch auch wenn deren Befestigungen zunächst hielten, richteten die Kugeln, welche über die Mauer flogen Schäden in der Stadt an, wodurch man begann, eine Kapitulation, zumindest der Stadt, wenn schon nicht der Festung, zu erwägen. Der für die Stadt Kufstein Zuständige, ein gewisser Hans Wamboldt von Umbstadt signalisierte

²⁶ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 12-13

²⁷ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 13

schließlich seine Absicht, die Stadt zu übergeben, wenn man Stadt und die Bürger schonen würde. Doch gerade als Maximilian von seinem Ansinnen erfahren hatte, zog Umbstadt es auch schon wieder zurück, wohl um Zeit zu gewinnen und auf Entsatz zu warten. Dies brachte Maximilian noch weiter in Rage, er soll regelrecht geschäumt haben vor Wut. Seine Stimmung lässt sich ganz gut in einem Ausspruch erkennen, indem er erklärte, dass nunmehr ausschließlich eine Eroberung, nicht aber eine Kapitulation in Frage komme. Genaugenommen verhielt sich der letzte Ritter eher unritterlich, denn er sagte sogar, dass er jeden, der jetzt noch von einem friedlichen Abkommen rede, ins Gesicht schlagen werde, auf dass ihm das Blut herabrinne.

Der Kaiser ließ seiner Wut nun freien Lauf und ließ die Geschütze ein mörderischen Dauerfeuer beginnen. Besonders die schwach geschützte Uferseite wurde gezielt unter Feuer genommen. Unter dem konzertierten Feuer brach schließlich einer der beiden Ufertürme in sich zusammen. Der zweite wurde unter dem weiteren Feuer schwer beschädigt. Als schließlich auch die Mauern der Stadt begannen nachzugeben und Stück für Stück zusammengeschossen wurden, hatte der Stadtkommandant schließlich doch noch ein Einsehen und auch Maximilian willigte doch noch in eine friedliche Übergabe ein. Gegen das Versprechen, Die Bewohner und die Stadt zu schonen und nicht auszuplündern, ließ Umbstadt am 12. Oktober die Stadttore öffnen und übergab Kufstein an Maximilian. Der vorwiegend aus böhmischen Truppen bestehenden Garnison der Stadt wurde es gestattet, friedlich abzuziehen.²⁸

Zwischenzeitlich hat es natürlich auch Versuche gegeben, die Stadt durch Truppen zu entsetzen, diese blieben jedoch letzten Endes allesamt erfolglos. Der Oberst Georg von Rosenberg etwa zog mit 900 Mann heran, darunter 300 Reiter. Er marschierte südwärts auf Kufstein, doch versuchte er zunächst Rosenheim anzugreifen, seine Vorhut wurde jedoch von Geschützfeuer abgewehrt. Daraufhin befahl Rosenberg die Erstürmung, doch auch dieser Angriff konnte abgewehrt werden. In der Nacht versuchte man noch den Gegner zu täuschen, in dem man zahlreiche Lagerfeuer entzündete und damit den Eindruck einer gewaltigen Armee erzeugen wollte, doch weder Sturmangriffe noch Tricks konnten helfen.²⁹ Als sich schließlich noch die Nachricht verbreitete, dass gut 1500 Mann an bayerischen Truppen im Anmarsch seien, zog sich Rosenberg mit seinen Mannen zurück. Ein weiterer Versuch, Kufstein zu entsetzen, oder zumindest etwas Druck von den Belagerten zu nehmen, war jener

²⁸ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 13

²⁹ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 13

des Georg von Wiespeck. Er rückte mit seiner Armee über Landshut in Richtung München vor, wurde jedoch ebenfalls abgewehrt. auch zahlreiche kleinere Unternehmungen zu Gunsten Kufsteins scheiterten. Unterdessen zog Maximilian die Schlinge um die Festung immer enger³⁰

3.3 Der Sturm auf die Festung

Nun folgte die zweite Phase der Belagerung. Während die Stadt in Maximilians Hand war, galt es nunmehr die mitten in der Stadt thronende Festung zu bezwingen. Maximilian gab Pienzenau zwei Wochen Bedenkzeit, ob er kapitulieren wolle. Dies lehnte der Festungskommandant jedoch unverzüglich ab. Er wollte lieber auf Entsatz warten, da er sich sicher war, die Festung noch mindestens einen Monat lang halten zu können. Dennoch vereinbarte man zunächst anderthalb Tage Waffenstillstand auf beiden Seiten. Die Besatzung der Festung zählte dabei gerade einmal fünfzig Mann, doch setzten diese alles daran, diese Ruhepause zu nutzen. Man besserte so gut es eben ging die Schäden an der Festung und ihren Mauern aus und baute sie zum Teil sogar noch weiter aus. Danach stellte man sich darauf ein, die Festung verbissen und bis zum letzten Mann zu verteidigen. Aber auch auf Seiten der Belagerer war man nicht untätig geblieben, sondern hatte die Zeit genutzt um den Geschützpark zu erweitern. Zu diesem Zweck hatte man zwei weitere schwere Geschütze kommen lassen, nämlich den "Purlepauß", sowie den "Weckauf von Österreich" Ihnen sagte man nach, dass sie die schwersten und feuerstärksten Stücke im ganzen Reich gewesen waren. Sie waren in der Lage eine 100 Kilogramm schwere Kugel über beachtliche Entfernungen zu schießen. Mit den zusätzlichen Kanonen konnte man eine weitere Batterie aufstellen und somit die Festung von vier Seiten beschießen, statt nur von dreien.³¹

Am 13. Oktober schließlich endete die Waffenruhe. Berichten zufolge richtete Maximilian selbst mit kaiserlicher Hand den "Purlepauß" für seinen ersten Schuss auf die Festung aus. Den neuen Großkanonen und dem konzentrierten Dauerbeschuss konnten die Festungsbauten freilich nicht lange standhalten. Das Mauerwerk wurde durchschlagen und stürzte den Schlossberg hinab. Nachdem nun insgesamt nicht weniger als sieben Hauptstücke die Festung traktierten, lag diese nach nur drei Tagen fast völlig in Trümmern.³² Pienzenau sah schließlich ein, dass seine Sache verloren war und er die Festung keinen Tag länger würde halten können. Also sandte er zwei Edelknaben aus, um ein Friedensangebot zu unterbreiten. Darin bot er

³⁰ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 14

³¹ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 14

³² Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 14

seine Kapitulation an, erbat aber freien Abzug für seine Männer. Maximilian wies das Angebot jedoch scharf zurück. Daraufhin bereitete man sich auf beiden Seiten auf das bevorstehende letzte Gefecht vor. Am 17. Oktober um elf Uhr vormittags befahl der Kaiser den Sturm auf die Festung Kufstein. Seine Landsknechte umstellten die Festung, um auch ja keinen der Verteidiger fliehen zu lassen. Dennoch unternahmen diese einen Ausfall, bei dem es manchen gelang, im allgemeinen Chaos zu entkommen. Maximilian hatte ursprünglich den Befehl gegeben, keine Gefangenen zu machen. Sein Profoss jedoch, also der Innerhaber der Militärgerichtsbarkeit in Maximilians Heer, hatte Erbarmen mit den letzten Überlebenden der Festungsgarnison. Er ließ sie gefangen nehmen und in Ketten legen. Der Kaiser jedoch hatte weit weniger Skrupel und ließ die Gefangenen zur Hinrichtung führen. Während die Stadt von marodierenden Soldaten weitgehend geschont blieb, wurde die Burg selbst zur Plünderung frei gegeben.³³

3.4 Folgerungen

Kufstein stellt ein sehr gutes Beispiel für eine Belagerung dar, welche in der Transitionsphase stattfand. Ebenso wie bereits im Falle der Belagerung von Wiener Neustadt sind auf der einen Seite mittelalterliche Elemente zu finden, doch auf der anderen Seite erlangen die neuzeitlichen Entwicklungen ihnen gegenüber mehr und mehr an Bedeutung. Im Vergleich zu Wiener Neustadt fällt etwa die längere Dauer der Belagerung auf. Dies ist zum einen der Tatsache geschuldet, dass die Belagerung gewissermaßen in zwei Stufen ablaufen musste - erst die Stadt, dann die Festung. Zum anderen jedoch machte die wesentlich bessere Befestigung und Verteidigung Kufsteins den Angreifern das Leben schwer. Dabei spielte weniger die Lage der Festung als Höhenburg eine Rolle. Viel wichtiger war, dass deren Mauerring zwar ursprünglich aus mittelalterlichen Befestigungen bestand, diese jedoch nach neuzeitlichen Erkenntnissen erweitert und modifiziert wurden. Zum einen ist hier natürlich die Dicke der Mauern zu nennen, die im Vergleich zu vorangegangenen Jahrhunderten massiv verstärkt wurden. Der entscheidende Punkt hierbei ist jedoch nicht die Schutzwirkung der Mauern an sich, schließlich ragte hinter dem Mauergürtel die Festung immer noch hervor. Viel entscheidender war, dass somit genügend Platz für die Aufstellung von eigener Artillerie geschaffen werden konnte. Diese konnte nun die Stellungen des Belagerers unter Feuer nehmen, während dieser freilich aus allen Rohren zurückschoss. Somit hatte der Wert der Artillerie eine ganz neue Qualität gewonnen. War sie zuvor eher eine unterstützende Waffe, deren psychologischer Effekt manchmal größer war, als ihr realer Nutzen, war es nun die

³³ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 15

Artillerie, die in gegenseitigen Duellen zur maßgeblichen Waffe bei Belagerungen wurde. So wurden die Geschütze nicht nur "besser", also vor allem feuerkräftiger, zusätzlich hatte man auch die Art ihres Einsatzes modifiziert. Sie wurden nun in großen Batterien zusammengefasst und konzertiert eingesetzt. So manche Mauer, die einer einzelnen Kugel widersteht, kann von einer synchron gefeuerten Salve zu Fall gebracht werden. Somit begann die Artillerie eine zentrale Rolle einzunehmen. Zumindest in der eigentlichen Phase der Belagerung. Während eines Sturmangriffes blieben die Geschütze freilich zurück. Dieser Bedeutungsgewinn der Artillerie zeigte sich auch in der gestiegenen Spezialisierung. Wie viel ein fähiger Geschützmeister mit einem Rohr, welches ihm vertraut war, anzurichten vermochte zeigt etwa jenes besonders widerborstige Festungsgeschütz, welches mit seiner scharfschützenartigen Präzision die Kaiserlichen manchmal an den Rand der Verzweiflung trieb. Wie wichtig diese Experten und ihr Wissen zudem für die Heerführer, ja sogar für Könige und Kaiser war, lässt sich an der Trauer erkennen, welche über den Verlust von Maximilians bestem Geschützmeister geäußert wird. Kufstein stellt zudem insofern einen Spezialfall dar, als es den endgültigen Abgesang auf eine mittelalterliche Institution darstellt. Die Höhenburg hatte nun endgültig ausgedient. Zwar mag es den Verteidigern teils zum Vorteil gereicht haben, von ihrer erhöhten Lage die Angreifer unter Feuer nehmen zu können, doch darin lag auch ihr größter Nachteil begründet. In Zeiten der Ritterheere war eine solche exponierte Lage natürlich ideal um verteidigt zu werden. Bis auf einige von Katapulten geschleuderte Steine brauchte man sich nicht weiter zu sorgen, doch im Zeitalter der weitreichenden Kanonen und ihrer gewaltigen Feuerkraft saß man auf dem Felsrücken mitten in der Stadt nun wie auf einem Präsentierteller. Die Folgen führte Maximilian der Besatzung Kufsteins drastisch vor Augen, als er nach dem Ablehnen der Kapitulation die Festung regelrecht in Trümmer schießen ließ.

Neben den rein belagerungstechnischen Aspekten zeigt sich aber auch eine allgemeine Entwicklung im Bereich des Militärwesens. Auch vor Wiener Neustadt kamen schon Söldner zum Einsatz, doch vor Kufstein nahm ihre Anzahl und damit auch die Größe des Heeres deutlich zu. Dies stellte natürlich auch erweiterte Anforderungen an die Logistik und Versorgung, doch auch hier begann man sich zentral und organisiert Gedanken zu machen, etwa wenn das Innsbrucker Regiment eigens mit den Versorgungsaufgaben für den Kriegszug betraut wird. Die Versorgung spielt jedoch für die Belagerten eine ebenso große, wenn nicht noch viel entscheidendere Rolle. So scheint es möglich, dass man im Falle eines Angriffs mit halbwegs brauchbaren Verteidigungsanlagen und ausreichend Vorräten Monate überleben kann. In Zeiten, in denen es ohnehin schon einen Alptraum darstellte, eine Armee geordnet

auf Kriegszug marschieren zu lassen, stellt eine solche Verzögerung für den Angreifer oft den Unterschied zwischen Sieg oder Niederlage in einem Feldzug dar. Zusammenfassend und etwas vereinfacht könnte man somit sagen, dass die ganze Angelegenheit zunehmend kompliziert wird, also mehr und mehr Faktoren in immer feinerem Differenzierungsgrad in einer Belagerung zusammenfließen. Diese Entwicklung wird aber weiter fort dauern und in den erbitterten Belagerungen des dreißigjährigen Krieges ihren vorläufigen Höhepunkt erreichen.

4. Geschichte des Kriegswesens

Die Vorgangsweise bei Belagerungen hatte sich seit dem Hochmittelalter rapide verändert. Doch die gesamte frühe Neuzeit war von stetigen Entwicklungen geprägt. Technik und Wissenschaft, Politik und Gesellschaft all dies veränderte sich innerhalb kürzester Zeit. Diese Entwicklung machte auch vor dem Heerwesen nicht halt. Zusammen mit den Anforderungen, die von nun an das Militär gestellt wurden, erzwangen sie ein Umdenken und eine neue Art von Armee. Innerhalb Europas kam es vom Hochmittelalter bis in die Neuzeit hinein nahezu ständig zu Konflikten. Und wenn diese sich nicht gerade in einem offenen Krieg entluden, so war man dennoch permanent beschäftigt, sich auf den nächsten vorzubereiten. Mit welcher Gnaden- und Bedingungslosigkeit Menschen und Ressourcen organisiert wurden, um sie in möglichst organisierter Form aufeinander loszulassen, zeigt eine Besonderheit des europäischen Kriegswesens seit seiner Entstehung: Krieg gab es zu allen Zeiten in nahezu jeder Kultur. In vielen Fällen außereuropäischer Kulturen waren dies jedoch eher ritualisierte Handlungen. So löste man Konflikte im Rahmen eines organisierten Schlagabtausches, der auch oft kultische Bedeutung hatte. In Europa hingegen gab es etwas, dass in dieser Form fast einmalig ist: Nicht einfach die Unterwerfung einer gegnerischen Armee, sondern deren Vernichtung als oberstes Ziel. Um jedoch dieses Ziel umsetzen zu können sind gewisse Voraussetzungen nötig. In der rasanten Entwicklung der Technik galt es sich gegenüber seinen Gegnern einen möglichst großen Vorsprung zu leisten. Neue Entwicklungen wurden sofort getestet und gegebenenfalls übernommen, durch den hohen Druck war die Innovationsbereitschaft sehr groß. Dies hatte seine Gründe auch in der geographischen und politischen Gestalt Europas. Zahlreiche Territorien existierten nebeneinander und verfügten politisch, militärisch und ökonomisch über ein sehr ähnliches Potential. Nun galt es dieses Potential möglichst sinnvoll zu nutzen um einen Vorteil gegenüber seinen Konkurrenten

herauszuschlagen. Demgemäß könnte man die Geschichte Europas - nicht nur in der Neuzeit - als einen ewigen Rüstungswettlauf betrachten.³⁴

Wie sehr sich die Rahmen dieser "Rüstung" veränderten zeigte sich vor allem an den geänderten Anforderungen an eine Armee. Bereits im Hochmittelalter wurde bewiesen, dass die offene Feldschlacht in ihrer bisherigen Form zunehmend an Bedeutung verlor. Anstatt die direkte Konfrontation auf einem Schlachtfeld zu suchen, wurden Belagerung zunehmend zum Dreh- und Angelpunkt eines Kriegszuges. Dies machte naturgemäß auch eine Änderung im Wesen und Aussehen der Heere nötig.³⁵ Bislang fand man im Kriegsfall mit der Einberufung des Lehensaufgebots sein Auslangen. Diese Lehensheere waren zwar ausreichend für die mittelalterlichen Konflikte, doch an der Grenze zur Neuzeit zeigte sich ihr beschränkter Nutzen und ihre Probleme. Zunächst gab es das Problem der Bewaffnung. Diese fiel sehr unterschiedlich aus. Während die Ritter als gerüstete Krieger zu Pferd antraten, war vor allem das Fußvolk eher von chaotischen Zuständen geprägt. Man brachte zum Kriegsdienst neben eventuell vorhandenen Waffen mit, was gerade zur Verfügung stand und so versuchte man neben Bögen, Speißen, Speeren, Äxten, Schwertern und ähnlichem bisweilen auch mit Dreschflegeln und anderen sehr unmilitärischen Hilfsmitteln auf den Feind "einzuwirken". Dies bedeutete natürlich, dass es sehr schwierig war, einen derart heterogenen Haufen taktisch sinnvoll zu koordinieren. Dies war jedoch für die mittelalterliche Taktik zunächst nicht hinderlich. Ordnung gab es meist nur auf dem Anmarsch, während einer Schlacht löste sich die Armee meistens in einen Haufen von Einzelkämpfern auf. Im besten Fall durfte man noch darauf hoffen, dass die Ritter von dem sie begleitenden Fußvolk möglichst unterstützt wurden.³⁶

4.1 Die Söldnerheere

Um Ordnung in dieses Chaos zu bringen und gleichzeitig ein Heer zu schaffen, welches in der Lage war die veränderten Anforderungen, eben auch im Belagerungskampf zu erfüllen, bedurfte es zweierlei: Männer und Disziplin. Demgemäß verdrängten angeworbene Söldner mehr und mehr die Lehensheere.³⁷ Die Abkehr vom Ritterheer bedeutete jedoch auch, dass der größte Teil der Soldaten nun nicht unbedingt einer Sache dienen, sondern lediglich ihrem

³⁴ Wolfgang Reinhard; *Geschichte der Staatsgewalt*; München 1999; S.343

³⁵ Reinhard; *Geschichte der Staatsgewalt*; S. 344

³⁶ Major A.D. Theodor Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens; Teil: Vom Altertum bis zur Aufstellung der stehenden Heere*; S. 179

³⁷ Reinhard; *Geschichte der Staatsgewalt*; S. 344

Sold. ³⁸Diese Entwicklung erhielt noch einen zusätzlichen Schub, als die berühmtesten Schweizer Söldner auf den Plan traten. Mit ihren Siegen über die Ritterheere erlangten sie in ganz Europa Anerkennung und wurden zum großen Vorbild der meisten Bemühungen die Heere zu reformieren. Die ersten, denen es gelang Einheiten nach Schweizer Vorbild aufzustellen, waren die Spanier. Doch auch das Reich zog nach. Maximilian hatte den Einsatz disziplinierter Söldner gesehen, als er als junger Erzherzog auf den Schlachtfeldern Flanderns kämpfte. Als Kaiser schuf er nun eigene derartige Einheiten. Zunächst stellte er die sogenannten "niederländischen Knechte" in seine Dienste. Diese bewährten sich derart gut, dass der Kaiser nach mehr und mehr Söldnern verlangte. So entwickelten sich aus diesen Vorläufern die Landsknechte, die zusammen mit ihren Söldnerkollegen aus anderen Ländern die tragende Säule in den Konflikten der frühen Neuzeit, exemplarisch etwa im dreißigjährigen Krieg, wurden. Ungeachtet der anwachsenden Anzahl an Söldnern blieb die Reiterei nach wie vor die Domäne des Adels, wenngleich sie zunehmend an Bedeutung verlor. Dennoch kamen auch entsprechend ausgerüstete Söldner in den Kavallerieverbänden zum Einsatz³⁹

Um jedoch zu verstehen, wieso die Söldner so eine zentrale Rolle einnehmen konnten und wie es ihnen gelang, Jahrhunderte der tradierten Kriegskunst einfach über den Haufen zu werfen, muss man zunächst ihre Kampftechnik verstehen. Die infanteristische Taktik der Neuzeit nahm ihren Ausgang bei den bereits erwähnten Schweizer Truppen. Diese waren zunächst einmal einheitlich bewaffnet. Jeder Soldat trug einen bis zu 6 Meter langen Speiß. Diese Soldaten schlossen sich nun permanent zu größeren Kampfeinheiten zusammen, anstatt wie in früheren Tagen mehr oder minder alleine zu kämpfen. Während nämlich ein Einzelkämpfer mit Speiß äußerst verwundbar ist, so ist er in einer dicht gestellten Formation frontal nahezu unangreifbar. Diese so genannten "Gewalthaufen" konnten aus bis zu siebentausend Kämpfern bestehen. Durch ihre hohe Disziplin konnten sie als eine einzige Einheit agieren, wobei sie mit ihrer Front aus blitzenden Speerspitzen sämtliche Gegner geradezu niederwalzen konnten. Vereinzelt gesellten sich in ihre Reihen noch Hellebardiere, um Reiter gezielt aus dem Sattel zu holen und versprengte und fliehende Gegner zu fällen.⁴⁰ Diese Waffen wurden meist von erfahrenen Veteranen geführt, die in der vordersten Reihe standen. Zu ihnen gesellten sich auch noch die Bihandkämpfer, die mit ihren zweihändig geführten

³⁸ Buttler; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 11

³⁹ Buttler; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 13

⁴⁰ Reinhard; *Geschichte der Staatsgewalt*; S. 344

Schwertern in den Nahkampf stürmten.⁴¹ Aus den Reihen dieser Veteranen rekrutierten sich nicht selten namhafte Heerführer, zum Beispiel Georg von Frundsberg, der 1513 in der Schlacht von la Motta, mit seinem Zweihänder im vordersten Glied stand.⁴² Diese Gewalthaufen waren fast unaufhaltbar, lediglich mit einem anderen Gewalthaufen vermochte man sie wirkungsvoll zu stoppen. Dann verkeilten sich die Fronten ineinander und es begann das berüchtigte "Hauen und Stechen". Die Grundzüge dieser Taktik wurden zunehmend verfeinert und bis zum 16. Jahrhundert von nahezu allen Staaten übernommen.⁴³

4.2 Das Erscheinen der Muskete

Die Wirkung der Gewalthaufen lag vor allem in ihrer Geschlossenheit. Ein einzelner Spießträger war verwundbar und die bis zu sechs Meter lange Waffe denkbar ungeeignet für den Nahkampf. Wenn sie jedoch dicht gestaffelt standen bildeten sie eine unüberwindbare Mauer. Diese Taktik war jedoch an sich nichts neues, vielmehr stellte sie eine Renaissance antiker Infanterietaktiken dar. Um eine solche Phalanx aus Kriegern zu besiegen war es seit jeher das Beste, die Geschlossenheit der Formation aufzubrechen. Mit dem Aufkommen des Schießpulvers ergaben sich zu diesem Ziel besonders effektive Möglichkeiten. Handschützen waren bis dato entweder mit Bögen oder mit Armbrüsten ausgestattet. Die zunächst auftretenden einfachen Handrohre waren anfangs eine Randerscheinung, fanden sich jedoch immer zahlreicher. Um 1500 lag die Zahl der Handfeuerwaffen im Vergleich zu jener der Nahkampfinfanterie etwa bei einem Zehntel. Zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges war diese Zahl bereits auf ein Drittel angewachsen. Ab den 1580er Jahren schließlich war mehr als die Hälfte aller Soldaten mit Feuerwaffen ausgerüstet.⁴⁴ Der Erfolg der Feuerwaffen lag zunächst vor allem in ihrer panzerbrechenden Wirkung in Kombination mit ihrer enormen Reichweite. Bis dato stand als technisch ausgefeilteste Fernwaffe die Armbrust zur Verfügung. Diese war durchaus in der Lage, auch Rüstungen zu durchschlagen, doch dies gelang nur aus relativ naher Entfernung, mit einem erfahrenen Schützen und anderen Faktoren. Ein Feuerrohr mag in seiner Wirkung noch beschränkt gewesen sein, doch die ihnen folgenden Musketen waren in der Lage eine Rüstung auch noch auf 200 Meter zu durchschlagen.⁴⁵ Dies machte sie im Kampf besonders wertvoll und effektiv.

⁴¹ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 186

⁴² Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 187

⁴³ Reinhard; *Geschichte der Staatsgewalt*; S. 344

⁴⁴ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 188

⁴⁵ Reinhard; *Geschichte der Staatsgewalt*; S. 344

Die Musketen hatten jedoch naturgemäß nicht nur Vorzüge, sondern auch Nachteile. So waren die Schüsse zum einen sehr ungenau. Die "Kugeln" waren nicht immer gleichmäßig geformt, was die Flugbahn unberechenbarer machte und auch die Rohre wiesen keinerlei Züge auf. Hinzu kam die enorm langsame Nachladezeit, die in eine sehr niedrige Schussfrequenz mündete. Nach jedem einzelnen Schuss musste der Musketier seine Waffe in mehreren Schritten neu laden. Dadurch verging nicht nur kostbare Zeit, der Soldat war darüber hinaus in dieser Zeit auch sehr verwundbar.⁴⁶ All diese Dinge mussten bedacht werden, und so entwickelte man nach und nach Methoden, wie man diese relativ neue Waffe nicht nur in die Heere aufnehmen sondern auch taktisch sinnvoll einsetzen konnte.

Die naheliegendste Lösung war zunächst die Schützen in die Gewalthaufen einzugliedern. Um ihre Feuerwaffen zum Tragen zu bringen mussten sie sich jedoch im ersten Glied positionieren. Dies stellte vor allem deshalb ein Problem dar, da die Formation der Spießträger dadurch aufgelockert wurde. Man musste also darauf achten, nicht zu viele Schützen einzusetzen, da man ansonsten Schwachpunkte schuf, in die ein Gegner eindringen und den Gewalthaufen aufbrechen konnte. Ursprünglich war die Idee dies zu verhindern indem die Schützen sich - sobald der Haufen angegriffen wurde - in sein Inneres zurückzogen. In der Praxis und dem Chaos einer Schlacht jedoch gestaltete sich dies als durchaus schwierig, außerdem behinderten die zurückweichenden Soldaten die Spießknechte dabei die Formation wieder zu schließen. Man hatte durchaus erkannt, welches Potential von den Feuerwaffen ausging und ebenso eingesehen, dass die bisherige Kampfweise dieser neuen Waffe nicht gerade entgegenkam. Wenn zwei Gewalthaufen gegeneinander rangen und sich solange aufrieben, bis der Gegner entweder geschlagen ist oder floh, kam es vor allem auf die Masse an. In den vorderen Reihen fallende Soldaten wurden sofort durch einen aus den dahinterstehenden Gliedern ersetzt. Um den Strom aus Söldnern aufrecht zu erhalten, der nötig war um den Feind niederzuringen, waren die Formationen tief gestaffelt und oftmals tiefer als breit. Für den Nahkampf mag dies sinnvoll scheinen, doch begrenzte es eben den Einsatz von Schusswaffen.⁴⁷

Es schien sinnvoller, die Schützen auszugliedern und sie als eigenständige Einheiten zu benutzen. Um diese jedoch beschützen zu können war es nötig, den Gewalthaufen aufzugeben und die Söldner stattdessen in kleineren Haufen kämpfen zu lassen. Den Anfang dieser Kampfweise machten die Spanier, mit ihren Tercios. Hierbei handelte es sich um kleinere,

⁴⁶ Reinhard; *Geschichte der Staatsgewalt*; S. 345

⁴⁷ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 187

aber immer noch äußerst kampfstärke Haufen, denen Abteilungen von Schützen beigegeben wurden. Diese schützten die Flanken des Haufens und konnten ihre Feuerwaffen in einer breiten Formation zum Tragen bringen. Um möglichst effektiv mit Feuerwaffen zu kämpfen war es nötig, ein möglichst ununterbrochenes Trommelfeuer zu erzeugen. Da jedoch die Zielgenauigkeit der Musketen nach wie vor sehr zu wünschen übrig ließ, erreichte man eine besonders große Wirkung, indem möglichst viele Schützen gleichzeitig eine Salve abgaben. Daher feuerten die Abteilungen abwechselnd, um ein möglichst kontinuierliches Dauerfeuer auf den Feind aufrecht zu erhalten. Die kleineren Einheiten hatten darüber hinaus den Vorteil, dass sie wesentlich flexibler eingesetzt werden konnten und wesentlich beweglicher waren.⁴⁸

4.3 Auf dem Weg zum modernen Heer

Diese Kampfart lernte auch Moritz von Oranien kennen, als er auf den Schlachtfeldern der Niederlande gegen die Spanier stritt. Er erkannte sofort das Potential dieser neuen Taktik und führte sie nicht nur in den Niederlanden ein, sondern perfektionierte sie dabei noch weiter. Dabei griff er auch auf antike Vorbilder zurück, als die Infanterie noch die schlachtentscheidende Rolle spielte. So übernahm er etwa Teile seiner Reglements direkt aus der römischen Armee, als er das Heer neu organisierte.⁴⁹ Die neue Kampfweise machte es erforderlich, dass die Soldaten perfekt aufeinander eingespielt waren, was sich nur durch Drill und Exerzieren erreichen ließ. So führte man einheitliche, abteilige Kommandos ein, etwa um die Musketen nachzuladen, oder die Marschrichtung zu ändern. Nach Möglichkeit wurde auch auf eine einheitliche Bewaffnung der Truppen geachtet. Moritz von Oranien wird zudem die Einführung des Contremarsch zugeschrieben, bei dem sich die Schützen nach einer Salve zurückziehen um nachzuladen, worauf das nächste Glied vortritt um zu feuern.⁵⁰ Um die Männer in Übung zu halten und die Einheiten untereinander zu koordinieren, forcierte Moritz von Oranien auch den Einsatz von Offizieren. Jeder Einheit aus Pikenieren wurde ein Kapitän, ein Leutnant nebst Fähnrich, sowie diverse Sergeanten und Korporale zur Seite gestellt. Offizier oder Anführer einer Einheit zu sein hieß allerdings zuvor eher ein Vorkämpfer unter den anderen zu sein, doch nun wurden aus ihnen Offiziere und Unteroffiziere im modernen Sinn. Auf diese Weise schuf man in den Niederlanden das erste

⁴⁸ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 188

⁴⁹ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 190

⁵⁰ Reinhard; *Geschichte der Staatsgewalt*; S. 345

disziplinierte, "moderne" Heer der Neuzeit, das bald zum Vorbild für ganz Europa werden sollte.⁵¹

Zuvor war die Kriegskunst eben noch Kunst gewesen, die von den Fertigkeiten Einzelner abhing, doch auch hier zeigt sich die in der Neuzeit aufkommende Verwissenschaftlichung. Es galt dieses Wissen nicht nur auszubauen, sondern auch weiterzuvermitteln. Zu diesem Zweck entstanden Handbücher, welche einerseits Taktiken vermittelten, aber auch als Ausbildungshandbücher dienten. Diese erklärten etwa in einer detaillierten Bilderfolge, wie die Ausführung jedes einzelnen Kommandos beim Laden einer Muskete auszusehen hatte. Nachdem man militärische Führung endgültig als Wissenschaft verstanden hatte, begründete man Militärakademien um auf einen steten Strom an fähigen Offizieren zurückgreifen zu können. Den Anfang machte im Jahre 1608 die Akademie von Sedan, gefolgt von Siegen 1616 und Madrid 1625.

Die Lehren des Moritz von Oranien wurden schließlich noch weiter verfeinert. Gustav Adolf, König der Schweden, zog während seiner Erfahrungen im dreißigjährigen Krieg schließlich den nächsten entscheidenden Schluss. Im Schwedischen Heer waren die Pikeniere endgültig zu reinen Hilfstruppen degradiert worden. Der Fokus lag nunmehr ganz auf den Musketieren, die zur dominierenden Macht auf dem Schlachtfeld wurden.⁵² Damit warf er schon den Schatten auf die Zeiten der großen Infanterieschlachten, etwa jener Napoleons, voraus.

5. Baumeister und Ingenieure

Nach dem Ende des Mittelalters und mit dem Übergang zur Renaissance stellte sich in allen Bereichen und allen Regionen schon sehr bald eine rege Bautätigkeit ein. Die wachsende und sich immer weiter konsolidierende Staatsgewalt verlangte nach repräsentativen Bauten. Die durch Handel und Handwerk immer reicher werdenden Städte und ihre vornehmsten Bürger wollten ihr Selbstbewusstsein ebenso durch Bauwerke nach außen tragen. Und so entstanden zahlreiche Schlösser, Residenzen, Rathäuser und Bürgerhäuser. Neben diesen Bauten gab es aber auch vermehrt technische und Infrastrukturbauten, wie etwa Brücken und Dämme. Im Lichte dieser Entwicklung begannen sich langsam zwei neue Berufe herauszubilden. Zum einen war dies der Architekt, zum anderen sein eher technischer Kollege, der Ingenieur. Zunächst jedoch vereinten sich beide Berufsbilder meist in einer Person. Ihr Wissen bezogen sie einerseits aus ihrem persönlichen Erfahrungsschatz, andererseits aus dem wenigen bis dato

⁵¹ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 190

⁵² Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 194

vorhandenen verschriftlichten Wissen zum Thema Baukunst. Dies bedeutete, dass sie zu einem großen Teil auf keinen geringeren als den römischen Meisterarchitekten Vitruv und sein Werk zurückgreifen mussten.⁵³

5.1 Die Kunst eine Festung zu errichten

Dabei wurde die immer mehr anwachsende Fülle an Bauaufgaben die zu Erledigung anstand in zwei große Bereiche unterteilt. Zum einen war da die *architectura civilis*. Sie befasste sich, wie der Name bereits verrät, vor allem mit der Konzeption und Errichtung aller Arten von zivilen Bauwerken, seien es nun Wohnhäuser, Rathäuser Paläste oder auch nur Kornspeicher. Aber nicht nur Profanbauten, sondern auch alle Arten von sakralen Gebäuden fielen in diese Kategorie, sodass sie einen enormen Wirkungsbereich umfasste. Ihr gegenüber, oder auch an ihrer Seite, stand die *architectura militaris*. Wie aus der Bezeichnung abzuleiten ist, handelt es sich hierbei um sämtliche militärisch gearteten Bauvorhaben und hier zuallererst um den Bau von Befestigungsanlagen. Jedoch gab es auch durchaus Bereiche wo die *architectura civilis* und *militaris* sich berührten oder sogar überschnitten. Dies galt insbesondere für Bauten der militärischen Infrastruktur, wie etwa Zeughäuser, Kasernen, Magazine oder ähnliches.⁵⁴

Für den zivilen, wie auch für den militärischen Bereich waren dabei zunächst die gleichen Baumeister und Fachleute zuständig. Sie bauten dabei auf dem Wissen ihrer Lehrer ebenso auf, wie auch auf der selbst angeeigneten Erfahrung. Letztere gaben sie zwar auch weiter, doch zunächst war dieses technische Wissen noch nicht verschriftlicht und somit auch noch nicht "kanonisiert". Somit galt die Architektur und damit auch der Festungsbau zunächst noch als eine Kunst, die nur in einem begrenzten Rahmen erlernbar war und sehr stark von der Person des Baumeisters und den von ihm eingebrachten Fähigkeiten abhing. Mit Beginn der Renaissance jedoch sollte dies sich ändern. Der Mensch versuchte nun zunehmend die Welt mit den Mitteln seines Geistes zu verstehen. Die Verwissenschaftlichung schritt auf vielen Gebieten voran, die Natur wurde analysiert und katalogisiert. Das somit erlangte Wissen wurde aufgezeichnet und bildete den Grundstock, auf dem nachfolgende Generationen das jeweilige Fachwissen erweitern konnten. Diese Entwicklung umfasste zahllose Bereiche und machte naturgemäß auch vor dem Bauwesen nicht halt. Somit versuchte man auch die bis dato als Kunst verstandene Architektur zu verwissenschaftlichen. Für die *architectura militaris* galt dies fast noch mehr, als für ihr ziviles Gegenstück. Die Berechnung von Schusslinien, optimalen Winkeln und zunehmende Komplexität der Festungen die nun immer größere

⁵³ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 146

⁵⁴ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 146

Ausmaße annahmen, erforderten exakte Berechnungen und ein hohes mathematisches, wie auch geometrisches Können. Maßgeblich war darüber hinaus auch die Proportionslehre, so wie auch die Anwendung der Perspektive. Da somit die Basis des Festungsbaus im wesentlichen angewandte Mathematik bildete, unterstrich dies ihren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit nur umso mehr, während die zivile Architektur zwar ebenso von neuen Entwicklungen profitierte, aber auch in der Wahrnehmung der Menschen im wesentlichen im Bereich der Kunst verhaftet blieb.⁵⁵

5.2 Die Kunst eine Festung zu zerstören

Diese Erhebung der Architektur zur Wissenschaft lag auch in einem anderen Bereich begründet, auf welchen sie Einfluss hatte. Die Erbauer von Festungswerken befassten sich nämlich nicht nur mit der Erschaffung von Bauwerken, sondern meist auch mit ihrer möglichst effizienten Zerstörung. In den meisten Fällen fungierten Ingenieure nämlich auch als Artilleristen. Dies scheint umso logischer, als jemand, der Experte für Befestigungswerke ist, wohl auch ihre potentiellen Schwachstellen kennt. Umgekehrt ist es bei der Planung von Festungswerken sicherlich von Vorteil, über die Wirkungs- und Kampfweise von Kanonen Bescheid zu wissen. Dabei muss man jedoch beachten, dass trotz der Verwissenschaftlichung der Bereich des Geschützwesens noch eher im Bereich der Kunst oder vielleicht auch des Handwerks lag. Man war noch nicht in der Lage, in diesem Bereich exakte Berechnungen durchzuführen und obwohl man ein rudimentäres Verständnis von Flugbahnen und dem Verhältnis von dem Gewicht der Kugel, Pulvermenge und Schussweite besaß, war man noch weit von dem Wissen entfernt, dass man heute als Ballistik bezeichnen würde. Stattdessen ging man nach einer Methode vor, die man elegant formuliert "empirisch" und modern wohl "try and error" nennen würde. Man probierte schlichtweg verschiedene Kombinationen aus, bis man für möglichst viele gewünschte Schussweiten und Flugbahnen die nötige Zusammenstellung aus Pulver, Rohrerhöhung und ähnlichem gefunden hatte. Dabei darf auch nicht außer Acht gelassen werden, dass die Geschütze der damaligen Zeit weit entfernt waren von der einheitlichen Bewaffnung, die sich in der Zeit der stehenden Heere durchsetzen sollte. Jedes Kanonenrohr war an sich ein Einzelstück. Zwar waren sie grob in Gewichtsklassen - maßgeblich war dabei meist das Gewicht der Kugeln - eingeteilt, doch gab es eine sehr große Bandbreite an verschiedenen Kalibern. Zudem war jedes einzelne Rohr in Handarbeit hergestellt, sodass jedes individuelle Eigenheiten besaß. Auch Züge an der Innenseite des Rohres, die der Kugel Drall verleihen und sie somit stabilisieren, waren in der frühen Neuzeit

⁵⁵ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 142

noch unbekannt. Dies Ergab eine sehr inhomogene Bewaffnung, auch innerhalb einer einzigen Batterie. Ein guter Geschützführer musste also idealerweise seine sehr unterschiedlich ausfallenden Artilleriestücke so gut kennen, dass er in der Lage war, mit jedem trotz seiner Eigenheiten ein Maximum an Wirkung zu erzielen.⁵⁶

Diese Fähigkeiten und damit auch gewissermaßen ein Monopol auf das Wissen des Artilleristen hatten zuvor die Geschützmeister. Auch sie machten sich durch Versuche mit ihren Geschützen vertraut, bis sie in der Lage waren die Kanonen gezielt zu beherrschen. So hatten sie im Idealfall für jedes Geschütz und jede Schussweite die entsprechende Kombination aus Kugel, Pulver und Rohrerhöhung parat. Sie hüteten ihr Wissen eifersüchtig und gaben es nicht an Außenstehende weiter. Unter den kriegführenden Parteien waren diese Fachleute heiß umworben und nicht selten wechselten sie Front und Arbeitgeber, wenn eine höhere Entlohnung in Aussicht stand. Zudem umgaben sie sich - unterstrichen von Feuer und Pulverdampf - mit einer gewissen Mystik, die ihren elitären Stand unterstreichen sollte und ihnen einen ganz besonderen Nimbus verlieh.⁵⁷ Diese alteingesessenen Geschützmeister wurden nun zunehmend von ihren Kollegen aus dem Bereich der Baumeister verdrängt, wengleich, nach wie vor eine große Bandbreite an erfahrenen Geschützführern benötigt wurde.

5.3 Das Ingenieurswesen

Neben diesen beiden ganz unmittelbar auf den Festungskampf bezogenen Fähigkeiten mussten die Baumeister aber auch die organisatorischen Teile des Festungsbaus abwickeln. So oblag ihnen oft auch Materialtransport, die Rechnungsführung und andere Aufgaben, sodass man sie tatsächlich als "Bauchef" betrachten konnte. All diese Anforderungen flossen zusammen und bildeten schließlich einen eigenen, vom zivilen Architekten abgegrenzten Beruf: den des Militärbaumeisters, oder auch Militäringenieurs. Die größten unter ihnen fielen meistens auch in die Kategorie des Universalgelehrten, die versuchten ihr Wissen auf zahllosen Gebieten zu vertiefen. Dabei mischten sich auch künstlerische Aspekte ein, wie etwa ausgewogene Proportionen und ein Anspruch an den Festungsbau, trotz aller vordergründigen Rohheit und Gewalt, die ein solches Bauwerk an sich verkörpert, auch ästhetisch ansprechende Ergebnisse zu schaffen.⁵⁸ Dies äußerte sich etwa in einem Hang zur Symmetrie und Regularität, die oft auch allem Unwillen der Topographie zum Trotz

⁵⁶ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 144

⁵⁷ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 283

⁵⁸ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 145

durchgesetzt wurden.⁵⁹ Die Wissenschaft der Militäringenieure wurde dabei verschriftlicht und verwissenschaftlicht, doch blieb sie nach wie vor die Profession von Einzelpersonen, die ihr mehr oder weniger ungebunden nachgingen und im Dienste vielerlei Herren standen. Erst ab dem 18. Jahrhundert bildeten sich in den Heeren eigene Ingenieurs- und Geniekorps, sowie entsprechende Institutionen und Schulen zu deren gezielter Ausbildung⁶⁰

6. Vaubans Schneeflocken

Schlachten der beginnenden Neuzeit, wie etwa jene um Kufstein, zeigten schon recht deutlich, dass eine neue Zeit des Festungsbaus im Anbrechen war. Die trutzigen Burgen, früher Symbole der Wehrhaftigkeit, verloren endgültig an Bedeutung. Angesichts der Möglichkeiten der Artillerie hatte insbesondere die klassische Höhenburg ausgedient. Dem trug man Rechnung, in dem viele von ihnen aufgegeben und verlassen wurden. Im Donaauraum etwa, einst dicht mit Burgen übersät, wurde rund ein Viertel von ihnen aufgegeben. Jene die übrig blieben wurden von den Adeligen zwar nicht mehr zu Wehrzwecken benutzt, doch blieben sie in deren Besitz und wurden nicht selten zu Renaissanceschlössern umgebaut. Gemäß den neuen Erkenntnissen wurden an vielen auch Bastionen angebracht. De facto waren solche Befestigungen - so sie den Namen überhaupt verdienten - eher pro Forma angebracht. Echte Schutzwirkung hatten sie kaum. Nutzen brachten sie bestenfalls noch bei lokalen Unruhen oder Bauernaufständen.⁶¹

Während der Übergangszeit existierten neue und alte Fortifikationssysteme nebeneinander. man versuchte bei zahlreichen Gelegenheiten, Stadtmauern zu adaptieren, umzubauen und nach neuesten Gesichtspunkten zu verstärken. Auch gänzlich neue Anlagen entstanden. Dennoch kristallisierten sich einige grundlegende Eigenschaften heraus, welche eine gewissermaßen idealtypische Festung haben sollte. Ebenso entstand in der Transitionszeit ein gewisses allgemeines Repertoire an Formen und Bauelementen, die immer neu kombiniert wurden, um den örtlichen Gegebenheiten Rechnung zu tragen. Diese wurden immer facettenreicher und um neue Erkenntnisse erweitert. Einen ersten Schritt zum frühneuzeitlichen Befestigungssystem machte man in Frankreich. Während der Kriege gegen die Hugenotten mussten sich diese oft gegen eine Überzahl verteidigen. Die meist überalterten Befestigungen hatten dem relativ wenig entgegenzusetzen. Daher legte man vor den Mauern zusätzliche Erdbefestigungen an und errichtete Basteien vor den eigentlichen

⁵⁹ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 142

⁶⁰ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 145

⁶¹ Bertrand M. Buchmann; *Befestigungen an der Donau in Österreich*; Wien 1981; S. 31

Befestigungsmauern. Dieses System, das auch a lá Hugenotte bezeichnet wird war natürlich ein Behelf, doch erweis es sich als so brauchbar, dass man daraus schon bald Regeln für Festungsneubauten ableitete.⁶²

6.1 Neue Formen

Bei Neubauten hatte man erkannt, dass die klassische Mauer aus Stein längst überholt war. Anstatt wie bisher üblich hohe, aber dafür relativ schmale Mauern zu errichten, wurden diese nun flacher. Auf diese Weise boten sie weniger Zielfläche. Ebenso wurden die Mauern breiter, um mehr Schützen auf ihnen positionieren zu können und ihre Widerstandsfähigkeit gegen Artilleriebeschuss zu erhöhen. Eine solch große Anlage komplett in Stein zu errichten wäre ein gewaltiges Unterfangen gewesen. Daher bestanden die Mauern nicht völlig aus Stein, sondern aus einem Kern von festgestampfter Erde, der lediglich mit Stein ummantelt wurde.⁶³ Dies bot zudem den Vorteil, dass ein Einschlag einer Kanonenkugel nicht sofort großflächige Stücke aus der Mauer sprengt und tatsächlich strukturellen Schaden anrichtet, sondern gewissermaßen vom weicheren Erdreich ein wenig abgefedert wird. Neben dem inneren Aufbau musste sich jedoch auch die Grundform verändern. Mittelalterliche Stadtmauern folgten oft dem gegebenen Geländeverlauf oder waren durch die Stadtentwicklung gleichsam natürlich gewachsen. Daher waren sie in ihrer Formgebung äußerst inhomogen, was im Zeitalter der Artillerie natürlich Probleme bereitete, die auch mit angebauten Rondellen und Basteien nicht ausgeglichen werden konnten. Die Grundform bei Neuerrichtungen trug diesem Umstand Rechnung. Wichtig war dabei vor allem, dass man möglichst viele überkreuzte Schusslinien erhielt, entlang derer die Artillerie und Schützen auf Angreifer, sowohl auf dem Glacis als auch vor den Mauern, feuern konnte.⁶⁴

Um dies zu erreichen, wählte man als Grundriss ein möglichst regelmäßiges Vieleck. An seinen Ecken befanden sich bastionierte Artilleriestellungen, von denen aus die Bereiche vor der Kurtine, wie man den Mauerabschnitt zwischen zwei Bastionen nannte, bestrichen werden konnte. Die Bastionen fanden sich in regelmäßigen Abständen, um sich gegenseitig Deckungsfeuer geben zu können. Vor den Mauern befand sich meist noch ein Graben, entweder trocken, oder mit Wasser gefüllt. An dessen äußerem Rand wurde ein gedeckter Weg angelegt, der als vorderste Stellung diente, um von hier aus den Feind auf dem Glacis

⁶² Duffy; *Siege Warfare*; S. 90

⁶³ Duffy; *Siege Warfare*; S. 91

⁶⁴ Cyril Falls; *Große Landschlachten; Frankfurt 1964*; S.292

unter Beschuss zu nehmen. Diese Grundform stellt die Ausgangsbasis dar, die um immer weitere Elemente erweitert wurde.

6.2 Außenwerke

Diese Festungswerke stellten gewissermaßen die "Kernfestung" dar. Anders als bei einer Mittelalterlichen Festungsanlage konzentrierte sich hierbei der Kampf nicht mehr unmittelbar auf einen einzelnen Bereich, nämlich jenen vor der Mauer. Stattdessen ging es zusehends um eine Verteidigung in der Tiefe, um den Feind nicht nur auszusperren, sondern auch um ihn möglichst auf Distanz halten zu können. Zu diesem Zweck entwickelten sich im Laufe der Zeit verschiedene zusätzliche Fortifikationen, die den eigentlichen Befestigungsmauern vorgelagert wurden.

Die aus der eigentlichen Mauer vorspringenden Basteien ermöglichten es zwar, den Bereich vor den Mauern zu beschießen, doch waren ihre eigenen dem Feind zugewandten Seiten relativ ungeschützt und konnten von anderen Bastionen oder den Kurtinen aus nur unzureichend geschützt werden. Dies machte sie zu vorrangigen Zielen jedes Angreifers, nicht zuletzt, da auf ihnen die Kanonen postiert wurden und es eines der Primärziele jedes Belagerers war, die Artillerie seines Gegners auszuschalten. Um dem entgegenzuwirken wählte man zunächst eine Lösung, die recht naheliegend und simpel scheint. Man setzte vor die Spitze der Basteien einfach kleinere, meist winkel- oder pfeilförmige, "Minifestigungen". Diese Ravelins genannten Anlagen hatten die Aufgabe, die hinter ihnen liegenden Bastionen vor direktem Feuer zu schützen und ihnen gleichsam als Kugelfang zu dienen.⁶⁵ Auf den Ravelins selbst konnten wiederum Schützen postiert werden, die von hier aus Glacis und Graben wirksam unter Beschuss nehmen konnten. Die Ravelins jedoch erwiesen sich bald schon ebenfalls als verwundbar, hatten doch auch sie Flanken, die es nun zu schützen galt. Zu diesem Zwecke entwickelte man das so genannte Hornwerk. Im Wesentlichen waren dies weitere kleine Befestigungsbauten, die man im Hauptgraben oder sogar darüber hinaus errichtete. Sie lagen den Kurtinen, also den eigentlichen Festungsmauern gegenüber und sollten sie somit zum einen vor Direktbeschuss schützen, wie es die Ravelins bei den Bastionen taten, aber auch die Flanken der Ravelins und Basteien mit Deckungsfeuer schützen können.⁶⁶

⁶⁵ Buchmann; *Befestigungen an der Donau in Österreich*; S. 30

⁶⁶ Duffy; *Siege Warfare*; S. 91

6.3 Kein Vor- ohne Nachteil

Dieses System aus Kernfestung und Außenwerken erhöhte die Schutzwirkung dramatisch und zwang den Feind dazu, die nunmehr tief gestaffelte Festung sozusagen Stück für Stück auseinander zu nehmen. Obwohl die Schutzwirkung gegen die aufstrebende Artillerie zunahm, wies auch dieses System Schwächen auf, die sich sogar in einen Nachteil für den Verteidiger wenden konnten. Zunächst war da einfach die Tatsache, dass ein solch ausgeklügeltes Verteidigungssystem kompliziert war und nur dann funktionierte, wenn man eine entsprechende Zahl von Männern zur Verfügung hatte. Denn während eine mittelalterliche Stadtmauer mit Wehrgang noch verhältnismäßig simpel zu bemannen und zu verteidigen war, musste man seine Truppen nun auf Basteien, Hornwerke und Ravelins verteilen und sie im besten Fall noch sinnvoll koordinieren. Zwar musste man die Festung komplett bemannen, doch ein feindlicher Angriff fand meist nur an einem einzigen Punkt statt. Die immer weiter verzweigten Anlagen aus Ravelins und Hornwerken machten es aber immer schwieriger, die Truppen zu sammeln und rasch an einem bestimmten Punkt zu konzentrieren.⁶⁷ Ein weiterer Nachteil war es, dass man nun eine Kernfestung hatte, die von weiteren kleinen Festungen umstellt war. Solange sich alle in der Hand des Verteidigers befanden funktionierte das System aus gegenseitiger Deckung und Schutzwirkung. Jedoch griff ein Feind nie direkt die Festungsmauern, sondern zunächst die Außenwerke an. Wenn ihnen dabei die Einnahme eines solchen gelang, konnte es ihm als eigene Kleinfestung und gleichsam als "Brückenkopf" direkt vor den feindlichen Mauern dienen.⁶⁸

Eine weitere Gefahr stellte dar, dass die Fronten der Bastionen, so nicht durch Ravelins geschützt, ebenso wie die Hornwerke, großflächige Ziele boten. Trotz aller Schutzwirkung, die sie etwa in den Graben entfalten konnten, waren sie verwundbar gegenüber der feindlichen Artillerie. Dies lag nicht zuletzt auch daran, dass man zwar die Festungsmauern mit Stein verkleidete, bei den Außenwerken war dies jedoch nicht immer der Fall. Häufig glichen sie eher dauerhaften Feldbefestigungen als echten Fortifikationen. Demgemäß bestanden sie oftmals aus aufgeworfener Erde, auf der man Holzpalisaden und Schanzkörbe aufstellte. Dies sparte zwar Zeit und Kosten bei der Errichtung, brachte jedoch den Nachteil mit sich, dass sie ständiger Verwitterung ausgesetzt waren und dementsprechend gepflegt und ausgebessert werden mussten.⁶⁹

⁶⁷ Falls; *Große Landschlachten*; S. 292

⁶⁸ Duffy; *Siege Warfare*; S. 92

⁶⁹ Duffy; *Siege Warfare*; S. 92

Als letzter Nachteil sei noch einer genannt, der zwar keinen Nachteil im Kampf darstellte, jedoch manches Kopfzerbrechen bereitete. Der Aufbau einer solchen Festung war komplex, aufwendig, zeitintensiv und vor allem anderen: teuer. Angesichts einer Zeit, in der Kriegsherren um jeden Gulden feilschen und ihn dreimal umdrehen mussten, stellte dies ein enormes Problem dar. Wien etwa wurde mit zwölf Bastionen und elf Ravelins versehen. Die Mauern waren etwa sechs Meter hoch und an den Bastionen bis zu dreißig Meter dick. Angesichts dieser Zahlen wird klar, dass sich neben den prestigeträchtigen Residenzstädten nur die wenigsten wohlhabenden Städte beziehungsweise Staaten, derartige Anlagen leisten konnten. War dies nicht möglich, musste man aus dem vorhandenen das Beste machen, oder griff auf ältere Varianten zurück. So wurde in Melk noch im Jahre 1586 eine klassische Ringmauer mit Türmen vollendet.⁷⁰

6.4 Die Manieren der Festungsbauer

Diese Bauformen stellten sozusagen die Grundbausteine dar, mit denen die Ingenieure arbeiten konnten. Dabei mussten sie die Gegebenheiten vor Ort natürlich in ihre Planungen einbeziehen und auch die Formen von Außenwerken, Bastionen und allen anderen Bauteilen entsprechend modifizieren. Änderte man etwa den Winkel einer Bastion, so musste das entsprechende Ravelin geändert werden und ebenso das Hornwerk, damit es weiter seine Schutzwirkung entfalten konnte. Auch kristallisierten sich verschiedene regionale Unterschiede im Festungsbau heraus. Aus der Fülle und Vielfalt an persönlichen Erfahrungen, welche die Baumeister machten und den historischen und geographischen Bedingungen entwickelten sich schließlich die so genannten Manieren.⁷¹ Eine Manier stellt dabei die Art und Weise dar, wie eine Festung aufgrund ihrer Lage, ihrer Form und ihrer Aufgabe auszusehen hat. Da man vor die Außenwerke noch weitere setzen konnte und vor diese erneut Vorbefestigungen baute, wuchsen die Festungssysteme immer weiter an. Die genaue Ausgestaltung dieser Anlagen verlangte ein großes mathematisches Können. Demgemäß waren Festungsbaumeister, allen voran der berühmte Sébastien Le Prestre de Vauban, heiß begehrte und ebenso hochbezahlte Spezialisten.

7. Die Belagerung - Vorbereitungen

Eine Belagerung geschah natürlich nicht unverhofft oder von heute auf morgen. Vielmehr waren sie Teil eines größeren Feldzuges. Da man zudem über die strategische Bedeutung

⁷⁰ Buchmann; *Befestigungen an der Donau in Österreich*; S. 30

⁷¹ Neumann; *Festungsbaukunst und Technik*; S. 180

derartiger Orte wusste und die Kunde von einer herannahenden Armee sich naturgemäß schnell verbreitete, waren die meisten Städte vorgewarnt dass ihnen eine Belagerung bevorstand. Dies gab den Verantwortlichen Zeit, um gewisse Vorkehrungen zu treffen. Umgekehrt marschierte man auf Seiten der Angreifer natürlich nicht einfach vor die Stadt, ohne sich entsprechend vorbereitet zu haben.

7.1 Wehret dem Hunger

Die allergrößte Gefahr, die es dabei abzuwehren galt, war jedoch nicht unbedingt die anmarschierende Armee, sondern der Hunger. Um eine Stadt gegen eine feindliche Armee zu halten, galt es sie vor allem mit ausreichend Nahrung zu versorgen. Dies gestaltete sich freilich schwierig, da eine belagerte Stadt von ihrem Umland und damit auch von jeder direkten Versorgung abgeschnitten wird. Es war also zunächst nötig, möglichst viele Vorräte in der Stadt zu horten um möglichst lange ausharren zu können. Dies stellte eine immense Herausforderung dar, die umso größer wurde, je größer die betreffende Stadt oder Festungsanlage war. Während etwa eine Festung mit einer relativ geringen Garnison leicht Monate ausharren konnte, war die Versorgung einer Stadt mitsamt ihrer Zivilbevölkerung ungleich schwieriger. So bedurfte es zum Beispiel nicht weniger als 30.000 Zentner Getreide, um die Stadt Antwerpen ein Jahr lang zu versorgen. Eine gängige Methode, die Versorgung für längere Zeit sicherzustellen war die Rationierung, beziehungsweise die öffentliche Verwaltung aller Vorräte. Damit zog man jedoch meist den Unmut gewisser Bevölkerungsschichten auf sich. Während die ärmeren Bewohner weniger dagegen hatten, waren es vor allem Händler und Bürgertum, die sich gegen derartiges verwehrten. Einerseits liegt dies in der traditionell eher stark ausgeprägten Unabhängigkeit dieser Schichten, die jeder Art von Bevormundung misstrauisch bis ablehnend gegenüber standen. Andererseits brachte man sie damit um manche Gelegenheit, sich zu bereichern. Denn schließlich könnte man bei entsprechender "Nachfrage", welche eine Belagerung unweigerlich mit sich bringt, horrenden Preise erzielen.⁷²

Um sich derartigen Rationierungen zu entziehen, versuchten die Betroffenen nicht selten, ihre Vorräte zu verstecken, so geschehen etwa bei der Belagerung Wiener Neustadts.⁷³ Auch die Bewohner Magdeburgs stellten nur äußerst widerwillig ihre Vorräte zur Verfügung, sofern sie

⁷² Friedrich Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585*; Leipzig 1915; S.18

⁷³ Buttler; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 23

es überhaupt taten.⁷⁴ Wie jedoch letztlich vorgegangen wurde hing nicht zuletzt davon ab, wer in der Stadt das sagen hatte. Ein militärischer Kommandant hatte meist Mittel und Wege, entsprechende Entscheidungen nicht nur zu fällen, sondern auch durchzusetzen. Wenn jedoch ein Gremium der Stadt, wie etwa der Stadtrat oder Zünfte mitzureden hatte, erwies sich die Durchsetzung solch wichtiger Maßnahmen meistens als schwierig. Als sich etwa die Belagerung Antwerpens abzuzeichnen begann, überlegte man in der Stadt ob man nicht eine Steuer einheben sollte, die ausschließlich dazu gedacht sein sollte Vorräte anzukaufen. Dieser Vorschlag wurde jedoch von verschiedenen Interessensgruppen, allen voran die Händler und das wohlhabende Bürgertum, energisch zurückgewiesen. Vielmehr war man der Meinung, jeder Bewohner der Stadt sollte sich gefälligst selbst um seine Versorgung im Ernstfall kümmern. Auch eine weitere Chance ließ man ungenutzt verstreichen als Händler im Hafen anlegten, die ausreichend Vorräte an Bord gehabt hätten, um die Stadt Monate zu versorgen. Als man jedoch versuchte die Händler zum Verkauf zu zwingen, noch dazu zu einem von der Stadt festgesetzten Preis, segelten diese einfach wieder davon.⁷⁵

Wie prekär es sein konnte, nicht ausreichend Nahrung in der Stadt zu haben zeigen die zahlreichen Gelegenheiten, bei denen die Bevölkerung der Stadt das Ende einer Belagerung erzwang, wenn sie Hunger litt. Aber auch die Soldaten, welche die Stadt verteidigten mussten versorgt werden. Wie sich Hunger auf die Soldaten auswirken konnte zeigt das Beispiel der Reitertruppen unter Dietrich von Falkenberg, der mit der Verteidigung Magdeburgs beauftragt worden war. Als die Rationen immer knapper und der Hunger schließlich immer größer wurden, meuterten sie gegen ihren Befehlshaber.⁷⁶

Abgesehen vom Wohl der Bevölkerung, musste man sich natürlich auch um die Stadt selbst kümmern. Zwar mag die Stadt von Befestigungen umgeben gewesen sein, doch bedurften diese meist einer Ausbesserung, insbesondere wenn längere Friedenszeiten hinter der Stadt lagen. Also besserte man Schäden aus soweit man es vermochte und fügte wenn möglich noch weitere Verteidigungsanlagen hinzu. Als beispielsweise die Schweden im Jahre 1645 Korneuburg und Krems eroberten, erweiterten sie die Befestigungsanlagen. Um gegen den zweifellos zu erwartenden Gegenangriff gewappnet zu sein, lagerten sie den veralteten Stadtmauern noch zusätzliche geschützte Gräben und Wälle vor. Dies brachte in jenem speziellen Fall jedoch relativ wenig, da die überalterten mittelalterlichen Stadtmauern

⁷⁴ C. V. Wedgwood; *Der Dreißigjährige Krieg*; München 1967; S. 250

⁷⁵ Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen*; S. 18-19

⁷⁶ Wedgwood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 250

während der Belagerung zusammengeschossen wurden und deren Schutt die Gräben auffüllte, was den Belagern ihren Angriff wesentlich erleichterte.⁷⁷

7.2 Die Festungswerke

Neben der Stadt selbst musste man jedoch auch das Umland auf eine Belagerung vorbereiten. Dazu gehörte etwa die Räumung des Glacis. Dieser Streifen von weitgehend unverbautem Gelände umgab die äußeren Mauern in einer Breite von mehreren hundert Metern. Er sollte sicherstellen, dass die Angreifer, wenn sie vorrückten, möglichst wenig Deckung finden konnten. Damit saßen sie für die Artillerie und die Schützen auf den Stadtmauern wie auf dem Präsentierteller. Dies machte einen Sturmangriff zu einem kostspieligen Unterfangen, das große Verluste mit sich bringen würde. In Friedenszeiten wuchsen Bäume und Dickicht auf diesen Freiflächen, was sie oft zu einer attraktiven Flaniermeile für die Stadtbevölkerung machte. Nun jedoch musste dieser Bewuchs entfernt werden, um Angreifern keine Deckung zu geben. In manchen Fällen konnten sich auch Gebäude auf dem Glacis finden, welche ebenfalls abgetragen wurden, da sie sonst dem Feind dienlich sein konnten. Während der Belagerung von Wiener Neustadt etwa wurde vergessen, eine Mühle abzureißen, welche auf dem Glacis stand. Sie wurde von den Belagern nicht nur besetzt, sondern auch noch zu einer befestigten Stellung ausgebaut.⁷⁸

Vor dem Glacis wiederum befanden sich in vielen Fällen ausgedehnte Vorstädte. Hier siedelten sich meist Menschen der ärmeren Bevölkerungsschichten an. Diese fanden in der Stadt selbst oft keinen Platz mehr, zumal die Stadtmauern dem Wachstum gewisse Grenzen setzten. Diese Vorstädte waren oft wenig bis gar nicht befestigt, im besten Fall noch mit Zäunen und Holzpalisaden oder auch noch einem Erdwall.⁷⁹ In der Praxis hielten diese einem entschlossen geführten Angriff jedoch kaum stand. Dies wusste man seitens der Verteidiger ebenso. Daher gab man die Vorstädte im Fall einer Belagerung meistens auf. Die Bewohner flohen entweder ins Umland, oder versuchten hinter den Stadtmauern Schutz zu finden, was die Versorgungsprobleme natürlich noch weiter verschärfte. Die Vorstädte wurden zudem natürlich all ihrer Ressourcen und Vorräte beraubt, da man alles fortschaffte oder zerstörte, was dem Feind in irgendeiner Weise dienlich sein konnte. Da man auch verhindern wollte, dass der Belagerer in den geräumten Vorstädten ein relativ sicheres und komfortables Quartier nehmen konnte, kam es vor dass die Vorstädte völlig zerstört wurden. Dies geschah

⁷⁷ Buchmann; *Befestigungen an der Donau in Österreich*; S. 36

⁷⁸ Buttler; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 22

⁷⁹ Buttler; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 8

meist indem man die vorwiegend aus Holz gebauten Häuser in Brand steckte. Als beispielsweise die Türken während ihres zweiten Vorstoßes gegen Wien vor die Stadt kamen, mussten sie feststellen dass die Vorstädte bis auf die Grundmauern niedergebrannt waren. Nichts desto trotz errichteten sie in den Ruinen der Leopoldstadt eine Artilleriestellung, von der aus sie die Stadt unter Beschuss nehmen konnten.⁸⁰

Aber die Vorbereitungen machten nicht an den Grenzen der Vorstädte halt. Auch das Umland hatte oftmals unter den Vorkehrungen zu leiden. Die Heere der frühen Neuzeit versorgten sich weitestgehend aus dem Gebiet, in dem sie gerade kämpften und marschierten. Demgemäß wollte man dem Feind die Basis für die Versorgung seiner Truppen entziehen, indem man Gehöfte und Felder zerstörte. Dies stieß verständlicherweise auf Widerstand bei den Betroffenen. Als Beispiel soll hier erneut Antwerpen dienen. Der Verteidiger der Stadt, der Prinz von Oranien wollte die von Dämmen geschützten Weideflächen vor der Stadt fluten. Dies hätte sie nicht nur vor einer Nutzung durch den Feind bewahrt, es hätte ihm auch noch den direkten Weg zur Stadt verschlossen. Obwohl auch der Bürgermeister sein Einverständnis gab war es niemand geringerer als die Fleisnergilde die sich erfolgreich gegen diesen Plan einsetzte, um ihre etwaigen Profite nach dem Abschluss der Kämpfe nicht zu gefährden.⁸¹

7.3 Vorbereitungen der Angreifer

Für den Angreifer wiederum waren andere vorbereitende Maßnahmen erforderlich. Zunächst galt es natürlich ein Heer aufzustellen. Dies geschah natürlich nicht immer speziell vor einer Belagerung, sondern meist vor einem Feldzug, doch manchmal wurden Truppen extra angeworben um eine bestimmte Stadt zu belagern. So geschehen etwa bei der bereits erwähnten Belagerung von Kufstein. Dabei musste Kaiser Maximilian feststellen, dass die Landstände ihm nur 4500 Mann, statt der von ihm geforderten und für notwendig erachteten 10.000 bewilligten.⁸² Natürlich waren die Verhandlungen wichtig und jeder Kriegsherr versuchte möglichst viel für seine Sache herauszuschlagen, doch auch das Werben der Truppen selbst gestaltete sich nicht immer einfach oder so erfolgreich, wie man es sich gewünscht hätte. Neben dem Anwerben von Infanteristen galt es jedoch natürlich auch, sich auf die Erfordernisse einer Belagerung einzustellen. Zu diesem Zwecke benötigte man Artillerie und ausreichende Mannschaften. Diese wiederum mussten entsprechend vorbereitet werden, vor allem, indem man sie mit ausreichend Munition versorgte. Neben der

⁸⁰ Buchmann; *Befestigungen an der Donau in Österreich*; S. 38

⁸¹ Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen*; S. 16

⁸² Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 7

Bereitstellung von Pulver umfasste dies auch das Beschaffen von Kugeln, die entweder aus Eisen gegossen oder aus Stein gehauen wurden.⁸³

7.4 Der Anmarsch

So entscheidend die Artillerie für den Ausgang einer Belagerung auch war, so stellte ihr Transport eine besondere logistische Herausforderung dar. Die Geschütze waren schwer und unhandlich, dazu musste noch die Munition transportiert werden. Unnötig hinzuzufügen, dass die mehr schlecht als recht ausgebauten Straßen ein Übriges taten. Die Artillerie bremste somit das Heer auf dem Marsch zur Stadt oder Festung, dem seine Aufmerksamkeit gelten sollte, gehörig aus. So kam es bisweilen vor dass die Artillerie langsamer vorrückte oder auch nur "auf Raten" eintraf. Doch so bremsend die Artillerie wirken konnte, so beweglich waren die Fußtruppen im Vergleich zu früheren Heeren. Durch den mehr und mehr Einzug haltenden Drill und die stärker ausgeprägte Disziplin war es möglich, die Truppen relativ schnell und effizient an ihren Bestimmungsort zu bringen. Während dieses Marsches versorgte sich die Truppe aus dem Land - und dabei nicht unbedingt nur aus dem sprichwörtlichen Feindesland. Dies brachte ungeheures Leid über die Zivilbevölkerung, für die sich derartiges meist katastrophaler darstellte als die eigentlichen Kriegshandlungen.⁸⁴

Um die Versorgung zu sichern, zogen oft Streifscharen von einigen Soldaten durch das Land. Sie hatten einerseits die Aufgabe militärisch aufzuklären, aber eben auch Vorräte und Ressourcen sicherzustellen. Da der Verteidiger natürlich wusste wie schwierig es war, eine Armee im Feld und bei einer Belagerung zu versorgen, galt es auch ihn daran zu hindern Gehöfte, Speicher und Ähnliches zu zerstören. Daneben versuchte man auch gegnerische Trupps aufzuspüren und auszuschalten, die der Armee in den Rücken fallen konnten. Insbesondere wenn der Vorstoß tief ins Feindesland geschah, musste man damit rechnen dass benachbarte Garnisonen zur Hilfe eilen würden. Um dieser Gefahr zu begegnen kam es vor dass man vor der eigentlichen Belagerung das gesamte Umland von solchen potentiellen Gefahren säubern musste. Gerade große Städte standen nicht immer alleine, sondern waren mit kleineren Festungen, befestigten Städten und Siedlungen oder Ähnlichem umgeben. Als zum Beispiel der Prinz von Parma Antwerpen belagerte, musste er zuerst die relativ dicht besiedelte Region um die Stadt sichern. Dies gelang ihm zumeist, indem er die Siedlungen und Festungen von der Versorgung aus dem Land abschnitt und somit zur Aufgabe zwang.

⁸³ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 8

⁸⁴ Buttlar; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 15

Als sich ein Fort dennoch widersetzte wurde es im Sturm genommen. Nach der Sicherung des Umlandes konnte man sich dann dem eigentlichen Ziel zuwenden.⁸⁵

Dabei galt es jedoch nicht zu lange zu zögern, da man zwar einerseits das umliegende Gebiet sichern und die Versorgung kappen konnte, aber andererseits auch zügig genug anmarschieren sollte, um dem Gegner möglichst wenig Zeit zu geben sich auf die kommende Belagerung einzustellen. Als Beispiel wie man eben nicht vorgehen sollte kann der Bauernaufstand dienen welcher im Jahre 1626 in Oberösterreich losbrach. Nachdem die Bauern sich versammelt hatten zog man nicht direkt gegen Linz, sondern streifte zuerst im Land umher und besetzte es. Zwar dachte man zum Beispiel daran die Donau für Nachschub zu sperren, doch gegen die Stadt selbst ging man noch nicht vor. Als man sich schließlich doch an die Mauern wagte, hatten sich die Bewohner von Linz schon längst mit ausreichend Vorräten eingedeckt und nach Verstärkungen war ebenfalls schon geschickt worden. Das Bauernheer musste schließlich unverrichteter Dinge wieder abziehen und der Aufstand verlief im Sand.⁸⁶ Als Beispiel für das Gegenteil mag ein Ereignis dienen, welches mehr als hundert Jahre später stattfand. Während des Krieges gegen Preußen gelang dem Österreichischen General Hadik etwas das man gemeinhin als "Husarenstück" bezeichnet. Es gelang ihm, sich mit seiner Truppe unbemerkt an die preußische Hauptstadt Berlin heranzuschleichen. Umso bemerkenswerter, als er sogar Artillerie mit sich führte. Als er vor dem Schlesischen Tor in Stellung ging, war man in der Stadt regelrecht vom Donner gerührt und von Hadik im wahrsten Sinne auf dem falschen Fuß erwischt worden. Niemand in der Stadt hatte mit einem Angriff gerechnet und keinerlei Nachricht über das heranrückende Heer war in der Stadt angekommen. Zunächst weigerte man sich daher schlichtweg dies zu glauben, doch als ein Gesandter Hadiks 300.000 Taler forderte wenn die Stadt geschont werden sollte, erkannte man die Gefahr.⁸⁷ Zunächst versuchte man sich mit der eilig zusammengetrommelten Garnison zu verteidigen, doch nach kurzen Gefechten musste man nicht nur die Königin eiligst aus der Stadt bringen, sondern auch noch Hadiks Forderung erfüllen. Diese hatte sich mittlerweile freilich auf erkleckliche 500.000 Taler erhöht.⁸⁸

⁸⁵ Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen*; S. 10-11

⁸⁶ Buchmann; *Befestigungen an der Donau in Österreich*; S. 33

⁸⁷ Johann Friedrich Seyfart; *Geschichte des im 1766. und 1757. Jahre in Teutschland und dessen angränzenden Ländern geführten Krieges*; Frankfurt 1785; S. 153

⁸⁸ Seyfart; *Geschichte des in Teutschland geführten Krieges*; S. 155

7.5 Umschließen und Verschanzen

Sobald ein Belagerungsheer an sein Ziel heranmarschiert war, galt es dieses möglichst schnell und effizient einzukreisen. Zu diesem Zweck teilte man das Heer zumeist in kleinere Gruppen auf und ließ diese die wichtigsten Zugangswege besetzen. Dabei galt es nicht selten, Hindernisse zu überwinden. Bei der Belagerung von Kufstein war es beispielsweise notwendig, einen Teil der Armee über den Inn zu setzen. Um diesem dennoch einen raschen Tausch von Truppen, Information und Vorräten zu ermöglichen wurde im Anschluss eine Pontonbrücke errichtet.⁸⁹ Auch vor Antwerpen musste man eine Brücke errichten, doch hatte diese neben der Verbindung der Truppenteile noch eine weitere Funktion. Flüsse waren nicht nur Hindernisse, sie stellten zu allen Zeiten auch wichtige Transportrouten dar. Da Antwerpen fast völlig von Wasser umgeben war, musste nahezu die ganze Versorgung der Stadt über Kähne und Boote erfolgen, welche die Stadt über die Schelde erreichten. Um dies zu unterbinden ließ der Prinz von Parma eine Brücke errichten, welche das nicht weniger als 1000 Meter breite Gewässer überspannte.⁹⁰

Diese Eigenheiten des Geländes waren oftmals in die Planungen der Städte und Festungen einbezogen worden. So wurden unpassierbares oder schwieriges Gelände wie Klippen, Flüsse und ähnliches als natürliche Hindernisse benutzt. Dabei erwiesen sich diese in der Praxis oft auch als Vorteil für die Belagerer. Als Beispiel sei die Belagerung von Breisach im August 1638 genannt. Die Stadt lag auf einer steilen Anhöhe an einem Fluss, was sie schwer anzugreifen und noch schwieriger einzunehmen machte. Andererseits mussten die Angreifer die betreffende flusswärts gelegene Seite der Stadt nicht sonderlich absichern, da man über sie weder Vorräte noch Männer in die Stadt bringen konnte und somit die angreifenden Truppen nicht so weit verstreut werden mussten.⁹¹ Manchmal wiederum ließ man sich vom Gelände in falscher Sicherheit wiegen, was sich in Zeiten der Artillerie besonders fatal auswirken konnte. Als Beispiel mag auch hier Kufstein dienen, bei dem man es nicht für nötig hielt, die Flussseite der Stadt ebenso stark zu sichern wie den Rest. Ein Fehler, den Maximilians Artillerie effizient zu nutzen wusste.⁹²

Die Phase des Einschließens war besonders kritisch. Wenn eine Stadt erst mal umzingelt und von jeder Versorgung und Verstärkung abgeschnitten war, konnten die Belagerten wenig mehr tun, als die Sache auszusitzen, oder auf Entsatz zu warten und zu hoffen. Beim

⁸⁹ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 11

⁹⁰ Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen*; S. 12

⁹¹ Wedgewood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 368

⁹² Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 12

Umzingeln einer Stadt jedoch, musste sich der Gegner zunächst aufteilen, bevor er die Schlinge enger ziehen und sich verschanzen konnte, wodurch er in dieser Phase durchaus verwundbar war. Daher standen die Angreifer oft unter dem Feuer der Verteidiger, oder mussten mit einem Ausfall der Belagerten rechnen, der eine Belagerung beenden konnte, bevor sie begonnen hat.

Wenn man nun sein Ziel nach allen Regeln der militärischen Kunst eingeschlossen hatte, ging es daran sich auf die Belagerung einzustellen. Zu diesem Zwecke musste man nun seine eigenen Stellungen gegen den Feind absichern. Zu allererst warf man Schanzen auf und errichtete gedeckte Bereiche, die als Stellung für Artillerie und Schützen, oder auch als Aufmarschfläche dienen konnten. Diese Schutzwälle waren im Grunde genommen vereinfachte, aus Erde aufgeworfene Kleinfestungen. Auch bei ihnen fand sich meist ein Wall, dem ein Graben vorgelagert war, aus dem der Aushub stammte. Je länger die Belagerung dauerte umso weiter konnten sie ausgebaut und beispielsweise mit einer Palisade verstärkt werden. Dabei waren sie jedoch weit entfernt von der geplanten Effizienz, etwa antiker römischer Feldbefestigungen. Dazu trug auch bei, dass die Erfordernisse des Schanzbaus so gar nicht der Profession der Soldaten entsprachen. Schanz- und Befestigungswerke aufzurichten war im wahrsten Sinne des Wortes "Drecksarbeit" und mit großer körperlicher Anstrengung verbunden. Viele Söldner sahen jedoch nicht ein, warum man sie hierfür einsetzen sollte, beinhaltete ihr Kontrakt doch die Verpflichtung zu kämpfen und nicht das Wühlen im Erdreich. Wie mit dieser Problematik umgegangen wurde, hängt interessanterweise offenbar auch von der Herkunft der Soldaten ab. Als etwa der Prinz von Parma seine Leute zur Schanzarbeit motivieren wollte, gelang ihm dies erst, als er ihnen beachtliche Bonuszahlungen in Aussicht stellte. Die Söldner aus Kastilien, denen man ein eigentümlich starkes Ehrgefühl und einen bisweilen an Hybris grenzenden Stolz nachsagte, weigerten sich trotz Schmeicheln, Bitten und Belohnungen oft, solch erniedrigenden Arbeiten nachzugehen. Weit pragmatischer hingegen waren die protestantischen Niederländer. Da es um nichts weniger ging als die Existenz ihrer selbst, ihres Staates und vielleicht sogar ihrer Religion und Lebensweise, hatten sie keinerlei Bedenken und griffen anstandslos zur Schaufel⁹³

⁹³ Duffy; *Siege Warfare*; S. 64

8. Die Belagerung

Eingangs sollte zunächst erwähnt werden, dass allen Beteiligten naturgemäß am liebsten war, wenn eine drohende Belagerung erst gar nicht stattfand. Wieso liegt besonders im Falle des Angreifers auf der Hand. Ein langwieriger Belagerungskampf stellte ungeheure Anforderungen an Menschen und Material. Man benötigte ein gewaltiges Heer, das versorgt und im Idealfall auch noch bezahlt werden wollte. Zudem bedeutete es, dass man große Truppenverbände lange Zeit an ein und demselben Punkt konzentrieren musste. Auf diese Weise war es nicht möglich, sie zu anderen Feldzügen einzusetzen, zudem bedeutete es, dass es mit Fortschreiten der Zeit auch immer wahrscheinlicher wurde, dass ein etwaiges Entsatzheer eingreifen konnte. Für die Belagerten wiederum stellte sich die Sache schon komplizierter dar. Stadt- und Festungskommandanten waren meistens gewillt, auch über längere Zeit, militärischen Widerstand zu leisten. Sollte es sich jedoch um eine Stadt handeln, so bedeutete eine Belagerung eine Katastrophe für das Bürgertum. Die Stadt war, ebenso wie die Händler und Handwerker von ihren Lebensadern abgeschnitten. Durch den Artilleriebeschuss, der fast unvermeidlich vorkam konnte die Stadt schwer in Mitleidenschaft gezogen werden, von vereinzelt bis hin zu Vierteln und ganzen Städten, die in Brand geschossen und einem Feuersturm zum Opfer fallen konnten. Zwar war man natürlich im Prinzip seinem jeweiligen Oberherren und seiner Sache gegenüber loyal, doch wenn es an die Substanz ging dachte man wesentlich pragmatischer. Im Zweifel war es den Stadtvätern fast immer lieber nicht zu kämpfen und stattdessen wieder zur Tagesordnung zurückzukehren. Auch wenn es unter einem neuen Oberherren geschehen sollte.

8.1 Verhandlungen

Daher kam es vor dem Beginn der eigentlichen Belagerungen fast immer zu einer Art Verhandlungsphase. Nachdem sich der Angreifer in Position gebracht hatte und sich seine Armee wie eine einzige Drohgebärde um die Stadt positioniert hatte, schickte man meist Boten, um den Verteidigern Forderungen und Bedingungen zu übermitteln, nach denen eine kampflose Übergabe der Stadt zu erfolgen hatte. Meistens umfassten diese Forderungen neben der Übergabe auch die Verpflegung der Soldaten und die Garantie, keine Kampfhandlungen einzuleiten, sobald die Stadt oder auch die Festung übergeben worden war. Dazu kam auch meist eine Geldforderung, die nicht zuletzt dazu diente, den Sold der eigenen Soldaten zu begleichen. Die Verteidiger wiederum reagierten darauf meist mit Bedingungen, die ihre Interessen schützten. Dazu gehörte zuallererst immer die Schonung der Stadt vor

Plünderungen und Brandschatzungen. Auch Gnade gegenüber den Bürgern wird meist ausgebeten. Ebenso bat man meist um Gnade gegenüber den Soldaten der Garnison und nicht selten forderte man für sie sogar den Abzug und sicheres Geleit ein. Wie bereits erwähnt hing der Ausgang solcher Verhandlungen auch stark davon ab, wer in der Stadt das letzte Wort hatte. Waren es zum Beispiel städtische Beamte oder ähnliches, konnte auf dem Verhandlungswege eine Belagerung enden, bevor sie begonnen hat. Doch auch dafür gibt es keinen Garant, wie beispielsweise die Belagerung von Antwerpen zeigt, bei der die an relative Freiheit und Liberalität gewohnten Stadtväter sich verbissen gegen eine Einnahme der Stadt durch die Spanier wehrten, die ihre gewohnte Lebensweise massiv eingeschränkt, wenn nicht komplett zerstört hätten. Demgemäß lehnten sie auch jedes Verhandlungsangebot ab.⁹⁴ Demgegenüber stehen militärische Kommandanten, wie etwa ein Hans Pienzenauer, der die Festung Kufstein lieber zu Trümmern schießen ließ, bevor er auch nur daran dachte zu verhandeln.⁹⁵

8.2 Lagerleben

Wenn solche Verhandlungen nicht fruchteten, musste man sich also auf eine Belagerung einstellen. Nachdem ein Angreifer die Stadt umstellt und erste Schanzen errichtet hatte, bedeutete dies für ihn zunächst sich auf längere Zeit einzurichten. Zu allererst hieß dies ein Lager zu errichten, das den Truppen als Unterkunft dienen konnte. Die Umgebung und etwaige Vorstädte waren dafür unbrauchbar, da sie - wenn sie nicht überhaupt zerstört waren - meist in Schussweite der Verteidiger lagen. Das Lager sollte also an einem geschützten Ort, abseits vom direkten Kampfgeschehen errichtet werden. Bei der Belagerung Wiener Neustadts etwa legte man es wie bereits erwähnt im toten Winkel hinter einer Gebäudegruppe an, die bei der Räumung des Glacis übersehen wurde.⁹⁶ Das österreichische Feldlager bei Pirna bietet ebenfalls ein gutes Beispiel dafür, welche taktischen Erwägungen man hegte, wenn man sein Lager aufschlug. Das Zentrum des Lagers bildete das kleine Dorf Struppe, um das herum sich die Zeltreihen gruppierten. Ringsum befanden sich bewaldete Berge, was Beschuss und Angriffe erschwerte. Die Zugangswege zum Lager waren mit einer Reihe von Schanzen gesichert. Johann Friedrich Seyfart drückte es folgendermaßen aus: "Die Natur und Kunst hatten zugleich dieses Lager fast unüberwindlich gemacht".⁹⁷ Wie bereits erwähnt waren die von einem gewissen Stolz beseelten Söldner nicht so einfach für derartige Arbeiten

⁹⁴ Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen*; S. 28

⁹⁵ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 15

⁹⁶ Buttler; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 22

⁹⁷ Seyfart; *Geschichte des in Teutschland geführten Krieges*; S. 27

zu gewinnen, sodass nicht selten Schanzbauern für diese Arbeit angeworben werden mussten. Obwohl diese Lager sicherlich eine gewisse Schutzwirkung entfalten konnten, waren sie bei weitem nicht so effektiv, wie etwa jene der römischen Armee. Vielmehr hatten sie eher den Charakter verstärkter Wagenburgen.⁹⁸ Die Verantwortung für das Bestimmen eines geeigneten Ortes und das Errichten des Lagers oblag dem zu diesem Zweck eingesetzten Quartiermeister.⁹⁹

Nach der Errichtung des Lagers bezogen die Soldaten ihre Zelte und erfuhren ein militärisches Sprichwort am eigenen Leib: Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens. Wenn man eine Stadt erstmals eingekesselt hatte und sich etwaige Verhandlungen als unnützlich erwiesen hatten, bedeutete dies noch lange nicht, dass man sie sofort unter Hurragebrüll und wehender Sturmflagge angreifen wollte. Die effektivste Methode eine Stadt oder Festung zu Fall zu bringen, war immer noch das Spielen auf Zeit. Man wusste früher oder später würde der Hunger sein Werk verrichten und die Aufgabe erzwingen, oder doch zumindest die Eingeschlossenen soweit geschwächt haben, dass ein Sturmangriff Erfolg haben könnte.¹⁰⁰ In der Zwischenzeit saß man jedoch eine beachtliche Zeit im Lager und war zu weitestgehender Untätigkeit verdammt, wenn man nicht gerade Posten stand, oder um die Stadt patrouillierte.

8.3 Ordnung und Disziplin

Zwar nahm die Disziplin der Truppen im Verlauf der frühen Neuzeit immer weiter zu, doch galt dies meistens nur für ihr Verhalten auf dem Schlachtfeld, wo sie großes militärisches Geschick zeigen konnten. Demgegenüber stand ihre Rohheit und ihre meist sehr ungehobelten Sitten, die sie nicht nur brutal gegen die Zivilbevölkerung vorgehen ließen, sondern sich auch in ihrem Verhalten im eigenen Feldlager niederschlug. Auf allerengstem Raum zusammengedrängte Menschen neigen allgemein zu gereiztem Verhalten. Doch da sich die Soldaten meist aus unteren Schichten ebenso rekrutierten, wie aus jenen die sprichwörtlich nichts mehr zu verlieren hatten, stand Streit schon beinahe an der Tagesordnung. Kombiniert mit dem Alkohol, der vielen als einziger Weg offenstand, sich den harten Alltag eines Soldaten wenigstens etwas zu versüßen, konnten einmal ausgebrochene Konflikte schnell eskalieren. Dabei ging es um ganz banale Dinge, wie das Aufteilen von etwaiger Beute oder Verpflegung, oder auch um Frauen. Lediglich das geordnete Duell - "Balgen" genannt - war

⁹⁸ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 214

⁹⁹ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 195

¹⁰⁰ Buttlar; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 15

als gewaltsame Konfliktlösung gestattet. Nichtsdestotrotz schaukelten sich die Aggressionen oftmals gegenseitig hoch, sodass es zu Massenkeilereien kam. Diese konnten manchmal das Ausmaß kleiner Schlachten annehmen, mit ganzen Fähnlein die sich feindlich gegenüberstanden und aufeinander eindroschen.¹⁰¹

Um solche Exzesse zu unterbinden gab es natürlich innerhalb der Söldnerheere strenge Regeln, welche die Disziplin wahren und gegebenenfalls strafen sollten. Als Beispiel seien hier die Landsknechte genannt. Die Soldaten, aus denen sich diese Truppe zusammensetzte stammten im wahrsten Sinne des Wortes aus aller Herren Länder. Neben den aus den zahllosen Territorien des Reiches stammenden Deutschen, kämpften auch Böhmen, Neiderländer, Italiener und andere in ihren Reihen. Auf dem Schlachtfeld gaben sie sich ganz professionell und kämpften meist als eine perfekt eingespielte Einheit. Abseits der Schlachtfelder waren sich die vielen verschiedenen Nationen jedoch nicht immer geheuer und das in der Neuzeit langsam aufkeimende Nationalbewusstsein tat sein übriges um die Lage zu verschärfen. Sogar die Deutschen befehdeten sich bisweilen untereinander. Um dem entgegenzuwirken, teilte man das Lager streng nach den verschiedenen Nationalitäten auf und Maximilian I. bemühte sich auch seine Soldaten immer dezidiert als seine "lieben, redlichen, deutschen Landsknechte" anzusprechen. Diese und ähnliche Maßnahmen fruchteten jedoch nicht immer und nicht selten entwickelte sich aus einer anfangs kleinen Schlägerei ein erbitterter Kampf unter den Nationen. Solches konnte etwa geschehen, wenn ein Beteiligter im Streit seine "Nation" um Hilfe anrief, auch wenn dies unter Androhung von schwerster Strafe verboten war.¹⁰²

Die Strafen für disziplinarische Vergehen waren den rauen Sitten der Söldner gemäß martialisch bis drakonisch. Bei seiner Anwerbung unterwarf sich der Söldner freiwillig diesen Bestimmungen. Die Disziplin oblag der Theorie nach dem Obristen der Einheit, doch dieser delegierte die Durchführung an den Profoss der Einheit. Dieser wurde vom Kommandanten ernannt und eingesetzt, um die Ordnung - nicht zuletzt im Lager - aufrechtzuerhalten und Vergehen zu ahnden. Dabei wurden meist körperliche Strafen zur Anwendung gebracht. Je nach Schwere des Vergehens waren dies meist Schläge mit dem Stock oder dem Schaft einer Hellebarde. Solange sein Vertrag ihn an das Heer oder vielmehr seinen Werbeherren band, fühlten sich die meisten Soldaten verpflichtet, sich diesen disziplinarischen Maßnahmen zu unterwerfen, doch sobald der Dienst beendet war und das Heer sich auflöste, kam es nicht

¹⁰¹ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 201

¹⁰² Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 202

selten vor, dass die jeweiligen Profosse von einer wütenden und rachsüchtigen Meute schwer verwundet oder auch zu Tode gehetzt wurden. Neben dem Profoss wurde das Heer auch noch vom sogenannten unehrlichen Nachrichter begleitet, dem es zukam, etwaige Todesurteile zu vollstrecken.¹⁰³

Neben diesen von oben verordneten harten Strafen gab es jedoch auch noch Strafen, welche die Soldatengemeinschaft selbst aussprechen und durchführen konnte. Dies erklärt sich zum einen aus dem starken Korpsgeist, etwa der Landsknechte, der solche Strafen einerseits ermöglichte, aber andererseits von ihnen auch gefestigt wurde. Auf diese Weise konnte sich die Gemeinschaft gewissermaßen selbst "reinigen", nachdem sie durch ein einzelnes Mitglied mit Schande beladen wurde. Ein Beispiel hierfür ist etwa das sogenannte "Recht der langen Spieße". Diese besondere Form der Bestrafung konnte sich ein Landsknecht unter gewissen Umständen ausbitten, wenn es in seinem Vertrag so festgelegt worden war. In diesem Fall, bildete man gewissermaßen ein spontan einberufenes Standgericht der Knechte, die über Ihresgleichen zu Gericht sitzen und urteilen konnten. Die Strafe, bisweilen auch Gassenlaufen genannt, bestand darin, dass der Delinquent durch eine Gasse seiner Spalier stehenden Kameraden laufen mussten. Diese stachen dabei mit ihren langen Spießen auf ihn ein, was schwere Verletzungen und nicht selten den Tod nach sich zog. Als Zeichen, dass das Fähnlein so lange als unehrenhaft galt, bis der Übeltäter gebüßt hatte, steckte man die Fahne zusammengerollt und verkehrt in die Erde. Erst nach Vollzug der Strafe wurde sie wieder entrollt und die Schande galt als getilgt. Obgleich man versuchte, den Korpsgeist auch durch solche Maßnahmen zu stärken und die Männer zu einer Einheit zusammenzuschweissen, wollte man es mit der Fraternisierung untereinander auch nicht übertreiben. Von Seiten der Heerführer und Offiziere war man sich sehr wohl bewusst, dass eine aggressive Soldateska zwar gefährlich war, sie aber noch unberechenbarer wurde, wenn sie sich untereinander zu organisieren begann. Demgemäß verbot man den Soldaten auf das allerschärfste sich zu "Gemeinden" oder auch "Gemeinschaften" zusammenzufinden. Damit wollte man organisierten Meutereien vorbeugen. Ein Vorgehen das man heute wohl als Gewerkschaftsverbot bezeichnen könnte.¹⁰⁴

Zudem gab es für besonders schwere Vergehen auch ordentliche Kriegsgerichte. Diese konnten zuweilen auch Offiziere aburteilen, wobei aber zu beachten ist, dass - ebenso wie bei heutigen Kriegsgerichtsverfahren - die Schöffen und Richter dem Angeklagten im Rang

¹⁰³ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 196-197

¹⁰⁴ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 197

wenigstens gleich oder höher gestellt sein mussten. Das Disziplinarrecht beschränkte sich dabei jedoch nicht nur einseitig darauf zu bestrafen und zu disziplinieren. Auch den Knechten waren durch ihren Vertrag, der ja eine gegenseitige Bindung von Soldat und Kriegsherrn war, gewisse Rechte zugesichert, vor allem was die Verpflegung und Besoldung anlangt. Auch konnten ihre Vorgesetzten freilich nicht nach Belieben mit ihnen verfahren. Um diese Rechte abzusichern gab es bis zu einem gewissen Rahmen auch die Möglichkeit zur Beschwerde. So konnte bei grobem Fehlverhalten Klage eingebracht werden, wenngleich im Falle der Landsknechtheere nur die angesehenen Doppelsöldner eine solche vorbringen konnten, obwohl sie dies auch in Vertretung für andere tun durften. Einem gesonderten Recht unterstanden dabei die Reiter, nicht zuletzt da sich die Kavallerie noch immer zu einem großen Teil aus dem Adel rekrutierte und in der Tradition der Ritter stand. Auch die Artillerie mit ihren Ingenieuren und Feuerwerkern unterstand nicht dem gleichen Recht wie die übrigen Truppen, in ihrem Fall jedoch, da sie - auch wenn sie bisweilen als regelrechte Kunst gesehen wurde - als ein Handwerk galt. Daher war sie auch in ihrer Rechtsordnung eher zünftisch als soldatisch organisiert.¹⁰⁵

8.4 Huren-, Tross- und andere Weibel

Angesichts der immer weiter wachsenden Zahl von Soldaten in den Heeren wurde es immer schwieriger, die Ordnung im Lager aufrecht zu erhalten. Jedoch waren nicht nur die Soldaten alleine dafür verantwortlich. Je nachdem ob das Heer auf einem längeren Feldzug war, folgte ihm eine mehr oder weniger große Anzahl von Zivilisten. Dieser Tross, in der Sprache der Zeit auch "Schwanz" oder weniger schmeichelhaft "Pöbelhaufen" genannt, lagerte im Falle einer Belagerung meist zusammen mit dem Heer.¹⁰⁶ Damit potenzierten sich natürlich die Möglichkeiten für Disziplinlosigkeiten seitens der Soldaten. Auch zog der Tross durch die zunehmenden Verheerungen, die das Land etwa während des dreißigjährigen Krieges erfuhr, mehr und mehr Menschen an, sodass in manchen Fällen drei oder sogar vier Zivilisten auf einen Soldaten kamen. Natürlich konnte es dabei auch vorkommen, dass ein solch gewaltiges ziviles Anhängsel die Mobilität und Kampftauglichkeit des Heeres und damit die ganze Kriegsführung beeinträchtigte. Um die schlimmsten Auswüchse einzudämmen, erließen die meisten Heerführer auch für den Tross entsprechende Ordnungen und versuchten mit Vorschriften zu Größe und Zusammensetzung den größten Problemen Herr zu werden. Diese

¹⁰⁵ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 197-198

¹⁰⁶ Hans-Christian Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle: Der Dreißigjährige Krieg*; München 2003; S. 108

Bemühungen erwiesen sich jedoch meist als erfolglos.¹⁰⁷ Dennoch konnte man den "Pöbelhaufen" nicht einfach ignorieren und so versuchte man wenigstens etwas Ordnung oder zumindest den Anschein davon aufrecht zu erhalten, sei es auf dem Marsch oder im Lager. Zu diesem Zwecke ernannte man einen eigenen Trossweibel, der im Rang eines Hauptmans stand. Entsprechend eines Teils seiner Klientel wurde er vom derben Soldatenmund jener Zeit bisweilen auch als "Hurenweibel" bezeichnet. Ihm zur Seite standen ein Rennfähnrich und ein so genannter Rumormeister, die ihn bei seiner Aufgabe unterstützten.¹⁰⁸

Ungeachtet seines Spitznamens hatte es der Trossweibel beileibe nicht nur mit Prostituierten zu tun. Im Gegenteil, es wäre insbesondere auf längeren Feldzügen keinerlei Kriegsführung ohne den Tross möglich gewesen. Als deutlichstes Beispiel mögen alle Arten von jenem dienen, das man gemeinhin auch als "Logistik und Versorgung" bezeichnen könnte. Als ein wichtiger Aspekt sei hier etwa die Nahrungsversorgung genannt. Denn auch wenn die Organisation der Verpflegung offiziell dem vom Heerführer ernannten Proviantmeister unterstand, waren es doch die im Tross zu findenden zivilen Marketenderinnen, welche letztlich die Verteilung übernahmen. Sie verkauften die Nahrungsmittel zu den vom Profoss festgelegten Preisen.¹⁰⁹ Hinzu kamen alle Arten von Handwerkern, wie etwa Schmiede, die ihre Dienste feilboten und so den Betrieb des Heeres ebenfalls ermöglichten.

Eine besondere Betrachtung verdienen darüber Hinaus die Soldatenfrauen. Es kam häufig vor, dass diese ihre Männer auf den Feldzügen begleiteten. Dabei kamen ihnen durchaus wichtige Aufgaben zu, waren sie doch oft die einzigen, die sich abgesehen von Feldschern um verwundete Soldaten kümmerten und sie auch längerfristig pflegten. Dabei wechselten sie beispielsweise Verbände und brachten zahlreiche Rezepturen und Heilwissen aus der Volksmedizin ein. Sie halfen ihren Männern beim Tragen des Gepäcks und bisweilen auch bei Plünderungen. Im Lauf der Zeit konnte sich so ein ganzer Hausrat ansammeln, der mit den Soldaten durchs Land zog. Nicht selten erwachsen aus diesen Verbindungen auch Kinder, welche ihre Eltern wie selbstverständlich begleiteten und gleichsam im Lager groß wurden. Insbesondere im dreißigjährigen Krieg wuchs eine ganze Generation im Krieg auf und stellte nicht selten die nächste Generation an Soldaten, hatten sie diese Profession doch im wahrsten Sinne des Wortes von der Pike auf gelernt.¹¹⁰ Die wachsende Zahl an Ehefrauen und Kindern, welche die Soldaten begleiten lässt sich an einem Beispiel aus dem Heer Gustav Adolfs

¹⁰⁷ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 200

¹⁰⁸ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 196

¹⁰⁹ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 199

¹¹⁰ Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle*; S. 109

ablesen: Nach dem Kriegsende wurden vier Kompanien zu insgesamt 690 Mann verabschiedet. Es stellte sich heraus, dass zu diesen nicht weniger als 650 Frauen und gut 900 Kinder gehörten. Gustav Adolf war es auch, der angesichts der Kinder im Tross bestimmte, dass eigene Lagerschulen für sie eingerichtet werden sollen.¹¹¹

Dabei waren solche Soldatenfamilien angesichts des um sich greifenden Elends gleichsam eine Art wechselseitiger Lebensversicherung für die beteiligten. Sollte der Soldat verwundet oder so schwer verletzt werden, dass er von nun an seinem Beruf nicht mehr nachgehen können würde, hätte er auf den Rückhalt seiner Frau vertrauen können, die sich um ihn kümmert. Die Ehefrau wiederum wurde von dem Soldaten versorgt, so er in der Lage war Beute zu machen. Zudem war in Zeiten in denen umherstreifende und plündernde Soldaten eine große Gefahr darstellten, der Platz an der Seite eines Soldaten paradoxerweise ein relativ sicherer.¹¹²

8.5 Das Los der Belagerten

Die Belagerten wiederum hatten mit ähnlichen, aber auch ganz anders gearteten Problemen zu kämpfen. In einer Stadt eingeschlossen zu sein, die von einem feindlich gesinnten Heer umlagert und bestürmt wird, erzeugt natürlich neben Problemen militärischer Natur unter den Eingeschlossenen ungeheure Nervosität und Stress: Insbesondere in der Zivilbevölkerung, die es ohnedies am liebsten gesehen hätte, wenn man sich auf dem Verhandlungswege geeinigt hätte. Während fast allen Belagerungen kam es unter der Zivilbevölkerung bestenfalls zu Verstimmungen und schlimmstenfalls zu echten Unruhen. Mit fortschreitender Dauer verschlimmerten sich diese noch, was nicht zuletzt an der mangelnden Versorgung lag. War man noch eher bereit, über die Dächer pfeifende Kanonenkugeln zu ertragen, so konnte der Hunger prekäre Auswirkungen zeigen. Dessen waren sich auch die Belagerer bestens bewusst und eine Stadt auszuhungern stellte immer noch die effektivste Möglichkeit dar, sie in die Knie zu zwingen.

Wie schlimm die Zustände in einer Stadt werden konnten, die Hunger leiden muss, soll die Belagerung von Breisach zeigen. Die Stadt wurde im August 1638 eingeschlossen und hielt zunächst noch wochenlang aus. Schließlich wurden die Vorräte immer knapper. Mit Herbstbeginn und dem herannahenden Winter verschärfte sich die Lage noch weiter. Schon ab November wurden reiche Bürger und Kaufleute auf den Märkten der Stadt gesehen, die

¹¹¹ Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle*; S. 112

¹¹² Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle*; S. 110

versuchten, ihren teuren Schmuck gegen etwas Brot, oder auch nur ein wenig Mehl einzutauschen. Als die Nahrungsmittel fast völlig aufgebraucht waren wurden auf dem Markt noch gänzlich andere Waren gehandelt. So fand man zunächst Pferdefleisch, doch bald auch Katzen, Hunde, Ratten und Mäuse auf den Tischen der Händler. Neben diesen verzehrte man auch Rinds- und Schafshäute, die gesotten wurden bevor man sie verzehrte. Die Insassen im städtischen Gefängnis waren besonders hart betroffen, standen sie doch auf der Prioritätenliste ganz unten. So wird berichtet, dass ein Mann im Gefängnis den Hungertod gestorben war. Als die Wachen wenig später kamen, um seinen Leichnam zu bestatten, hatten seine Mithäftlinge sich bereits daran gemacht, ihn zu verzehren. Insgesamt wiederholte sich dieser Vorfall im Gefängnis ganze sechs Mal. Doch auch die Bürger der Stadt schreckten vor solchen Taten nicht zurück, wenn es ums nackte Überleben ging. So gab es auch Berichte von Kindern, vornehmlich Waisen oder jene aus ärmlichen Verhältnissen, die spurlos verschwanden. Angesichts der Zustände in der Stadt war es aussichtslos, die Stadt über den Winter zu halten und so ergab sich Breisach noch im Dezember des Jahres.¹¹³

Natürlich nahm man die Truppen des Feindes nach Möglichkeit von den Mauern und Bastionen aus unter Beschuss oder versuchte sich unter Umständen an einem Ausfall, doch meist versuchte man die Sache auszusitzen und hoffte, dass der Gegner irgendwann abziehen würde. Während also die Feinde vor der Stadt warteten und auf Zeit spielten, mischte sich zu den Nöten der Belagerten auch eine Art angespannter Langeweile, während man zur Untätigkeit verdammt voller Angst wartete, ob der Feind wohl bald einen finalen Angriff wagen würde. Gelegentlich versuchte man, diesen Spannungen Luft zu machen, indem man den Feind verspottete und verhöhnte. Dabei wurden die Mauern regelrecht als Bühne benutzt, auf der man dem Feind seine Verachtung vorführen konnte. So geschehen auch in Kufstein, als die Stadt von Kaiserlichen belagert wurde. Maximilian war dabei bekanntlich persönlich anwesend und obwohl er die Festung Stück für Stück in Trümmer schoss, wollte der für seinen Starrsinn bekannte Hans von Pienzenauer dem Habsburger zeigen, wie wenig sein großes Heer und vor allem seine Dauerfeuer gebenden Geschütze beeindruckten. Also ging der Festungskommandant während einer Feuerpause auf die schon schwer in Mitleidenschaft gezogenen Basteien seiner Festung. Unter den Augen des kaiserlichen Angreifers reichte ihm einer seiner Gefolgsleute einen Reisigbesen und er begann fröhlich lachend den Staub und Schutt von seiner Festung zu kehren. Wie er so das Heer und den Kaiser demütigte und verhöhnte, soll Maximilian noch mehr in Wut geraten sein und angeblich war es dieser

¹¹³ Wedgewood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 367-368

Moment, als er beschloss niemandem, schon gar nicht dem frechen Festungskommandanten Pardon zu gewähren.¹¹⁴

Während des Dreißigjährigen Krieges nahm diese Verhöhnung manchmal auch einen religiösen Beigeschmack an. Dieser Krieg war sicherlich einer, der auch um des Glaubens Willen geführt wurde, doch standen natürlich in Wahrheit politische Interessen im Vordergrund. Auch die Soldaten selbst waren durchaus bereit ihren gerechten Kampf für den rechten Glauben gegen einen noch gerechteren für einen noch rechtmäßigeren Glauben zu tauschen, solange die Bezahlung stimmte. Dennoch eignete sich die Verletzung religiöser Gefühle - heute wäre man versucht die "Herabwürdigung" zu sagen - ganz besonders gut dazu, den Gegner in Rage zu versetzen. Dies machten sich etwa die Verteidiger von Dendermonde zu nutze. Die Niederländer schafften es, ihre Stadt gegen einen Angriff der Spanier zu verteidigen und fügten ihnen schwere Verluste zu. Als die Angreifer sich zurückzogen wurden sie nicht nur von Schmährufen der siegreichen Neiderländer verfolgt, sondern mussten auch mit ansehen, wie diese diverse Heiligenbilder auf die Stadtmauern brachten. Nachdem sie diese Entweiht und verspottet hatten, warfen sie die Bilder in hohem Bogen von der Stadtmauer.¹¹⁵

Aber auch auf andere Ideen kam man, um dem Angreifer die eine oder andere unmissverständliche Botschaft zukommen zu lassen. Darunter ist auch die Idee zu verbuchen, den jungen König Ladislaus an die Stadttürne zu Ketten, als das Heer der Stände die Stadt belagerte um den Kaiser zur seiner Herausgabe zu zwingen. Zwar wies der Kaiser diesen Vorschlag seiner Berater zurück, doch hätte er seine Wirkung sicher nicht verfehlt. Es bleibt zwar zu bezweifeln, dass man riskiert hätte, Ladislaus durch fortführen des Beschusses zu verletzen, doch hätte eine solche Tat seitens der Belagerten zweifellos einen Sturm der Entrüstung, weit über die Beteiligten des Konflikts hinaus nach sich gezogen¹¹⁶

9. Der Belagerungskampf

Wie bereits zuvor erwähnt, stellte es das Optimum für beide Parteien dar, wenn eine Belagerung erst gar nicht stattfand, sondern im Vorfeld vermieden werden konnte. Für die Belagerten war dies natürlich durch den Abzug der Feinde möglich, dem man durch hartnäckigen Widerstand, oder von vorneherein durch starke Befestigungen und eine große Garnison die Lust auf ein langes Umlagern der Stadt nehmen wollte. Die Belagerer indessen

¹¹⁴ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 22

¹¹⁵ Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen*; S. 13

¹¹⁶ Buttlar; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus*; S. 25

wollten den verlustreichen Belagerungskampf ebenso weitestgehend vermeiden und versuchten den Feind am besten durch geduldiges aushungern zu Fall bringen. Nichtsdestotrotz versuchte man natürlich das Ende einer Belagerung auch mit direkteren militärischen Mitteln herbeizuführen. Der direkte, frontale Angriff auf die Befestigungen mag hier als naheliegende Lösung erscheinen, doch war er mit einem sehr hohen Risiko verbunden. Eine gut befestigte Stadt konnte sich mit einer entsprechenden Garnison sehr effektiv zur Wehr setzen. Als Beispiel sei die Belagerung von Stralsund genannt. Im Zuge des dreißigjährigen Krieges umlagerte Wallensteins Heer die Stadt. Trotz der Überzahl seiner Männer und des Rufes, der ihm bereits vorauselte, gelang es ihm nicht die Stadt zu nehmen. Alle versuchten Sturmläufe wurden von den Verteidigern der Stadt zurückgeschlagen, sodass der berühmte Feldherr schließlich aufgab und sein Heer wieder abmarschieren ließ.¹¹⁷ Die Risiken eines direkten Angriffs auf die Mauern wurden umso größer, je weiter sich die Festungsbaukunst ausdifferenzierte. Galt es im Mittelalter noch gerade mal einen Graben zu überwinden und eine einzelne Mauer zu erklimmen, um in die Befestigung eindringen zu können, sahen sich Angreifer im Laufe der Zeit mehr und mehr Hindernissen gegenüber. Es galt immer weitläufigere Vorwerke, Mauerringe und Abwehrsysteme zu überwinden, was einen Erfolg bei einer direkten Erstürmung immer unwahrscheinlicher werden ließ.

Das allergrößte Hindernis stellten für die Angreifer dabei weniger die Befestigungsmauern an sich, als die Überquerung des vor ihnen liegenden Glacis dar. Konnte man sich in vorangegangenen Zeiten gegen den Beschuss durch Bögen und Armbrüste noch relativ gut schützen und die Verluste von etwaigem anderem Kriegsgerät wie Wurfmaschinen oder auch nur herab geworfenen Steinen noch einigermaßen verschmerzen, verwandelte die verstärkte Einführung des Schwarzpulvers den Bereich vor den Mauern und Befestigungen endgültig in eine Todeszone. Die verheerende Wirkung von Kanonen in Kombination mit dem immer weiter massierten Einsatz von Musketen, die auch auf relativ große Entfernung noch in der Lage waren Rüstungen - so vorhanden - zu durchschlagen, erforderte ein Umdenken seitens der Angreifer. Nun suchte man nach anderen Wegen, um das Glacis möglichst verlustfrei zu überwinden und sich an die feindlichen Mauern heranzutasten. Dabei galt es natürlich vor allem, sich dem mörderischen Feindfeuer zu entziehen, welches von den Stadtmauern auf die Soldaten herabregnete.

¹¹⁷ Wedgewood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 205

9.1 Sappen + Gräben

Die gangbarste Lösung war dabei, sich dem direkten Feindfeuer zu entziehen und Gräben in Richtung des Angriffsziels vorzutreiben. Diese boten den auf diese Weise langsam vorrückenden Soldaten hinreichend Deckung, wenngleich die Verteidiger natürlich dennoch versuchten, gezielt in sie hineinzuschießen. Vor allem der direkte Treffer einer Kanonenkugel konnte in einem solchen Graben unter den meist dicht gedrängten Soldaten ein regelrechtes Blutbad anrichten. Um die Gefahr zu minimieren wurde meist Nachts an diesen auch Sappen genannten Gräben gearbeitet. Um zusätzlichen Schutz zu bieten, brachte man an den Spitzen der Sappen, also jenen Bereichen in denen gerade gearbeitet wurde, Abdeckungen an. Diese Bestanden aus Lagen von Holz und Stroh und boten somit wenigstens gegen Musketen oder die umher geschleuderten Splitter von in der Nähe einschlagenden Kanonenkugeln einigermaßen Schutz.¹¹⁸ Eine weitere Maßnahme konnte darin bestehen, steingefüllte Weidenkörbe an den Rändern der Sappen aufzustellen. Diese Schutzmittel rückten gemeinsam mit den Soldaten und der Spitze der Sappe immer weiter voran.¹¹⁹ Natürlich war eine einzige solche relativ schmale Sappe nicht ausreichend für einen Angriff. Daher grub man sie von mehreren Richtungen an das Ziel oder vermeintliche Schwachpunkte des selben heran. Auch bewusst "sinnlos" angelegte Gräben wurden bisweilen vorangetrieben, da für den Feind sonst schon lange vor einem Angriff ersichtlich gewesen wäre wo er stattfinden würde.¹²⁰ Am von der Feindseite abgewandten Eingang dieser weitläufigen Sappensysteme grub man meist noch große Aufmarschflächen in die Erde. Hier konnte man die Truppen schließlich im geeigneten Augenblick für den finalen Angriff versammeln. Indem man diese Bereiche ebenso eingrub wie die Sappen waren sie nicht nur vor Feindfeuer einigermaßen geschützt, sondern waren auch nicht einsehbar, was den Gegner über die eigenen Absichten möglichst im Unklaren lassen sollte.¹²¹

Dies alles stellte natürlich einen ganz enormen Arbeitsaufwand dar, für den Schanzknechte und ähnliche Arbeiter bei weitem nicht mehr ausreichten. Als etwa die Holländer während der Kämpfe um ihre Unabhängigkeit schätzten, das man gut tausend "Ingenieure" für die Verrichtung von Schanzarbeiten rekrutieren müsste, baute man zunächst noch darauf, dass sich schon ausreichend Freiwillige finden würden. Als sich an den Sammelplätzen sage und schreibe dreißig Mann einfanden, war man dementsprechend ernüchtert. Schließlich musste

¹¹⁸ Duffy; *Siege Warfare*; S. 95

¹¹⁹ Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle*; S. 149

¹²⁰ Duffy; *Siege Warfare*; S. 95

¹²¹ Duffy; *Siege Warfare*; S. 93

man widerwillig zur Zwangsverpflichtung von Landstreichern, Vagabunden und auch Häftlingen und anderen zwielichtigen Gestalten greifen.¹²² Daher bediente man sich nicht selten der eigenen Infanterie. Zwar waren derartige Arbeiten auch eine Art Beschäftigungstherapie und Ablenkung während der langen und zermürbenden Belagerungen, doch gingen den Söldner wie bereits erwähnt derartige Schanz- und Erdarbeiten gehörig gegen den Strich. Daher versüßten die Heerführer ihnen dies meist mit Extrazahlungen und manche bezahlten ihre Männer sogar nach fixen Sätzen pro vorangetriebenem Meter.¹²³

Natürlich sahen die Verteidiger nicht einfach tatenlos dabei zu, wie sich die Feindtruppen immer weiter an ihre Stellungen herangruben. Vielmehr nahm man die Gräben und die daran arbeitenden Soldaten gezielt unter Feuer, sowohl mit Musketen, als auch mit Kanonen, wodurch diese ihre Arbeit nur unter größter Gefahr verrichten konnten. Oft musste man beim Vortrieb der Sappen einen hohen Blutzoll bezahlen, wie zum Beispiel aus einem Tagebucheintrag eines gewissen Peter Hagendorf ersichtlich wird. Dieser diente unter Tilly und Pappenheim bei der besonders verbissen vorangetriebenen Belagerung Magdeburgs und weiß zu berichten: *"Danach sind wir dicht davor gezogen, haben mit Schanzen und Laufgräben alles zugebaut, doch hat es viele Leute gekostet"*. Aber auch Unteroffiziere und Offiziere verloren oft ihr Leben bei dieser riskanten Arbeit: *"Den 22.März ist uns Johan Galgort als Hauptmann vorgestellt worden, den 28.April ist er im Laufgraben wieder totgeschossen worden."*¹²⁴

Neben dem Artillerie- und Musketenfeuer bestand natürlich noch die Möglichkeit, dass die Verteidiger das Grabensystem direkt angriffen. In diesem Fall konnten sie nicht nur dem Feind empfindliche Verluste im Nahkampf zufügen, sondern auch die Grabensysteme verwüsten und nach Möglichkeit zerstören, etwa in dem sie mit Hilfe von Sprengungen versuchten, sie wieder zu verschütten. Um dieser Gefahr vorzubeugen, legten die Angreifer die Gräben meist in einem leichten *"Zick-Zack-System"* an, statt sie schnurgerade voranzutreiben. An den so gebildeten Winkeln richteten sie nun so genannte Redouten ein. Dabei handelte es sich um kleine Bastionen, aufgeworfen aus Erde und eventuell noch mit Holz und Stroh an der Brustwehr geschützt. Sollte nun ein Gegner in den Graben eindringen, war er dem Feuer der in der Redoute postierten Soldaten ausgeliefert, ohne Schutz suchen zu können. Diese wiederum brauchten nur kontinuierlich in die dicht im Graben stehenden Soldaten zu feuern, wobei sie kaum vorbeischießen konnten und große Verluste verursachen

¹²² Duffy; *Siege Warfare*; S. 65

¹²³ Duffy; *Siege Warfare*; S. 95

¹²⁴ Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle*; 149

konnten. Sobald die Sappen sich dem ersten tatsächlichen Teil der Fortifikation näherten ergriff man zudem weitere Maßnahmen. Diese erste Befestigung war häufig der gedeckte Weg, in welchem der Verteidiger meist selbst Soldaten positioniert hatte. Daher trieb man sobald man ihm sich näherte, von der Sappe links und rechts abzweigende Gräben ins Erdreich. Dies hatte mehrere Gründe. Zum einen konnte man dort, ähnlich wie in den Redouten, Musketiere versammeln um im Falle eines Angriffs auf den Graben seine ganze Länge mit möglichst vielen Schützen bestreichen zu können. Zudem konnten sie von dort aus in ganzer Breite über den Grabenrand auf die Feinde feuern, die ihrerseits den gedeckten Weg verteidigten. Und zuletzt sammelte man dort die Soldaten vor dem letzten entscheidenden Sprung über den Grabenrand um zum finalen Angriff anzusetzen.¹²⁵

9.2 Minenkrieg und Breschenschlag

All dies nutze freilich herzlich wenig, wenn man sich letzten Endes nach wie vor einer massiven Wand gegenüber sah, von der einem der Feind eine lange Nase drehen und weiterhin beschießen konnte. Daher versuchte man idealerweise schon im Vorfeld, diese zu schwächen oder zu zerstören. Zum einen geschah dies naheliegender Weise mit Artillerie. Diese hatte die Aufgabe, die Befestigungswerke zu zerstören und auf diese Weise eine Bresche für den Angriff mit Infanterie zu schlagen. War dies bei noch nicht vollständig auf den neuesten Stand gebrachten Befestigungswerken noch relativ einfach, da die mittelalterlichen Mauern schnell zu Fall zu bringen waren, gestaltete sich dies im Verlauf der Zeit immer schwieriger. Die Mauern wurden nun wesentlich niedriger, aber dafür tiefer und dicker. Im Kern bestanden sie meist aus Erdreich, während die feindwärtige Seite aus Stein bestand. Diese war zudem meist gerade so weit geneigt, dass man daran keinen Halt finden und hinauf klettern konnte aber dennoch einige Kugeln abprallten. Als besonders hilfreich beim Angriff erwiesen sich daher Mörser. Diese Steilfeuerwaffen entwickelten eine große Kraft, wenn die Kugel ihren Scheitelpunkt erreicht hatte und im freien Fall wieder zu Boden stürzte.¹²⁶ Dies kam vor allem der Tatsache zu gute, dass man mittlerweile kaum mehr versuchte ein echtes "Loch" oder einen Durchgang in die Mauern zu schießen. Angesichts der gewaltigen Stärke hätte dies auch an eine Lebensaufgabe gegrenzt. Vielmehr versuchte man die Vorderseiten der Befestigungen soweit zu beschädigen, dass nach Möglichkeit ganze Teile davon abrutschten. Im Idealfall füllte der somit entstehende Schutt dann noch den vor den Mauern liegenden Graben auf, sei er trocken oder mit Wasser gefüllt. Dadurch schufen sich die Angreifer gewissermaßen selbst

¹²⁵ Duffy; *Siege Warfare*; S. 95

¹²⁶ Duffy; *Siege Warfare*; S. 98

eine Steighilfe. Über die im Vergleich zum intakten Mauerwerk verhältnismäßig sanft ansteigenden Schuttberge konnte man dann bis auf die Befestigungsmauern vordringen und den Angriff zum Gegner tragen.

Neben dem direkten oder auch indirekten Beschuss mit Artillerie entwickelte man im Laufe der Zeit noch andere Methoden, um die Mauern zu Fall zu bringen. Als besonders effektiv erwies sich dabei das Untergraben der gegnerischen Stellungen mit Minen. Dabei trieb man von den Laufgräben und Sappen einen Stollen unter die feindlichen Mauern. Ziel waren dabei meist jene Bereiche der Mauer, die bereits Schäden aufwiesen, oder gezielt "ausgeschaltet" werden sollten, etwa Bastionen mit Artilleriestellungen. Die Kunst bestand dabei freilich darin, an der Erdoberfläche die Entfernung und Richtung zum Ziel korrekt abzuschätzen und im Anschluss den Stollen entsprechend weit und passend ausgerichtet voranzutreiben. Wenn man der Meinung war, die Mine soweit gegraben zu haben, dass sich das Ziel direkt darüber befand, stopfte man das Ende des Ganges mit möglichst viel Schwarzpulver voll, entzündete die Lunte und nahm die Beine in die Hand. Die Wirkung hing dabei von sehr vielen unsicheren Faktoren ab, wie der korrekten Ausrichtung und Position der Mine, der Pulvermenge und nicht zuletzt der Bodenbeschaffenheit und dem inneren Aufbau der Mauern. All dies machte den Minenkampf äußerst unberechenbar, sodass die Auswirkungen von einem leichten Zittern unter den Füßen der Verteidiger bis hin zum Sprengen ganzer Mauerabschnitte reichen konnten.¹²⁷

Als besondere Meister dieser Kunst erwiesen sich dabei die Türken. Dies zeigte sich unter anderem bei der zweiten Türkenbelagerung Wiens. Nicht zuletzt die Minen waren dafür verantwortlich, dass schließlich am 3. August der Befehl erging, die bereits schwer in Mitleidenschaft gezogenen Vorbefestigungen zu räumen. Schließlich gelang es den Angreifern sogar das nahe der Burg gelegene Ravelin mittels einer Mine zu sprengen.¹²⁸ Der Minenkrieg konnte sich dabei zu einem regelrechten Psychokrieg entfalten. Das Wissen, dass sich ein gewissermaßen unsichtbarer Feind heranpirschte und einen jederzeit ohne Vorwarnung in die Luft sprengen konnte, zehrte gewaltig an den Nerven der Verteidiger. Diese blieben freilich nicht untätig und man entwickelte Techniken, um den Minenvortrieb zu behindern und die Stollen zu zerstören. So gibt es etwa Berichte, wonach man an vermuteten Zielen Wasserfässer aufstellte. Kräuselte sich die Oberfläche durch die beim Graben des Stollens entstehenden feinen Vibrationen, wusste man, dass sich eine Mine in der Nähe

¹²⁷ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 214

¹²⁸ Buchmann; *Befestigungen an der Donau in Österreich*; S. 38

befindet. Eine Variante dieser Technik fand sich in Wien, als man die türkischen Minen ortete, indem man Würfel auf Trommeln legte. Der Trommelkorpus verstärkte die Vibration noch weiter und die Würfel begannen sanft zu springen. Nachdem man auf diese Weise eine Mine geortet hatte, galt es sie zu zerstören. Dies geschah meist indem man sie ihrerseits angrub, um sie zum Einsturz zu bringen.¹²⁹ Dabei musste man freilich darauf achten dem Gegner nicht versehentlich erst recht einen Zugang zur Stadt zu schaffen, oder die strukturelle Integrität der eigenen Mauern zu gefährden. Welch große Gefahr dabei von den Minen ausging und wie sehr man sie fürchtete, zeigt sich am Beispiel der Belagerung Leipzigs im Jahre 1642. Die Angreifer luden eine Delegation der Belagerten ein, die eigenen Schanzen zu besuchen. Dabei zeigte man ihnen auch einen Minenstollen, der bereits bis unter die Mauern getrieben worden war. In diesem lagerten zum Schrecken der Belagerten nicht weniger als fünfzehn Tonnen Pulver. Angesichts dessen entschloss sich die Stadt schließlich zur Kapitulation.¹³⁰

9.3 Ausfälle und Gegenangriffe

Während die Belagerer also versuchten, die Befestigungen zusehends zu schwächen und sich somit über kurz oder lang Zugang zur Stadt zu verschaffen, blieben die darin Eingeschlossenen freilich nicht untätig. Die Belagerung machte es erforderlich, dass der Angreifer seine Truppen in einem Ring um die Stadt verteilte. Dies gab dem Verteidiger wiederum die Möglichkeit, mit einem entschlossen geführten Ausfall all seine Soldaten auf verhältnismäßig wenige des Gegners zu werfen. Dabei waren die Chancen der Belagerten umso größer, je früher ein solcher Ausfall stattfand, da sich die Belagerer mit fortschreitender Zeit immer besser durch Schanzen und ähnliches schützen konnte. Der Zweck dieser Angriffe konnte variieren. Zum einen bestand die Möglichkeit durch fortgesetzte Ausfälle den Feind soweit zu schwächen, dass er die Belagerung abbrechen musste, wenngleich ein solcher Erfolg selten war. Ebenso konnte man dadurch wertvolle Zeit ausschlagen, indem man seine Laufgräben und Sperren zerstörte, insbesondere, wenn der Gegner Zugangswege wie Flüsse blockierte, die für die Versorgung der Eingeschlossenen notwendig waren. Und schließlich konnte es auch ums nackte Überleben gehen, wenn man erkannt hatte, dass man die Belagerung nicht durchstehen konnte. In diesem Fall konnte man versuchen mit allen zur Verfügung stehenden Männern an einer möglichst schwachen Stelle durch den Belagerungsring zu brechen. Danach galt es schnellstens abzuziehen um wenigstens von den

¹²⁹ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 214

¹³⁰ Lothar Höbelt; *Surrender in the Thirty Years Wars*; in: Holger Afflerbach & Hew Strachan; *When fighting ends - a history of surrender*; Oxford 2012; S. 149

Soldaten der Garnison zu retten, was noch zu retten war. Insbesondere in letzterem Fall war es nötig rasch zu handeln, da ein Ausbruch aus einer einmal umschlossenen und gesicherten Stadt nahezu unmöglich war.¹³¹

Als Beispiel für den Erfolg, aber auch den möglichen Misserfolg solcher Unternehmungen und wie nahe beides oft beieinander lag, mag die Belagerung von Prag dienen. Die Preußen belagerten die Stadt und waren sich wohl bewusst, dass sich eine beachtliche Zahl kaiserlicher Soldaten in ihr aufhielt. Demgemäß hatten sie ihre Laufgräben mit Redouten und Artillerieschanzen gesichert. Dennoch entschloss man sich zu einem Ausfall. Des Nachts schlichen sich schließlich nicht weniger als 12.000 Soldaten im Schutz der Dunkelheit aus der Stadt um den Feind anzugreifen. Trotz ihrer gewaltigen Zahl und der nicht geringen Lautstärke, die ein solches waffenstarrendes Heer verursachen musste, gelang es den Soldaten zunächst unbemerkt an die feindlichen Stellungen heranzukommen. Erst als bereits die Vorposten der Belagerer angegriffen wurden, gellten die ersten Alarmrufe durch die Nacht und die Preußen machten sich eilig an die Abwehr des Angriffs.¹³² Im allgemeinen Chaos und der Enge der in Dunkelheit liegenden Laufgräben schlugen, stachen und schossen nun beide Seiten aufeinander ein. Trotz des großen Mutes mit dem der Ausfall vorangetragen wurde, gewannen die Belagerer schließlich die Oberhand und drängten die feindlichen Truppen wieder in die Stadt zurück. Neben zahllosen Toten und Verwundeten hatten die Kaiserlichen auch den Verlust von gut dreihundert Mann erlitten, die bei dieser Gelegenheit ins preußische Lager übergelaufen waren. Trotz dieses herben Rückschlags versuchte man noch zwei weitere solcher Ausfälle. Zwar gelang es einem davon sogar sich zeitweilig einer befestigten preußischen Feldschanze zu bemächtigen, doch blieben sie alle letztlich wenig erfolgreich.¹³³

9.4 Artillerie und Feuersturm

Während man also einander auf verschiedenste Art und Weise bekämpfte und der Angreifer versuchte die Mauern zu schwächen und für den Sturmangriff vorzubereiten, versuchte man natürlich auch auf andere Weise einander zu Leibe zu rücken. Die Artillerie etwa konnte nicht nur dazu benutzt werden, den Gegner und seine unmittelbaren militärischen Einrichtungen unter Feuer zu nehmen. Insbesondere auf Seiten der Angreifer ergab sich natürlich die Möglichkeit, den Kampf auch gegen zivile Ziele zu richten, von denen etwa eine Stadt freilich jede Menge bot. Dabei war man sich sehr wohl bewusst, dass eine durch den Terror des

¹³¹ Duffy; *Siege Warfare*; S. 93

¹³² Seyfert; *Geschichte des in Teutschland geführten Krieges*; S. 87

¹³³ Seyfert; *Geschichte des in Teutschland geführten Krieges*; S. 88-89

Beschusses zermürbte Zivilbevölkerung eine Stadt schneller zu Fall bringen konnte, als es den militärischen Verteidigern lieb sein konnte, egal wie stark ihre Befestigungen sein mochten und wie tapfer und motiviert ihre Garnison war. Besonders verheerend war dies für die Bewohner, wenn es dem Gegner gelang, die Stadt in Brand zu schießen. Die zumeist aus Holz errichteten, aber doch wenigstens mit Holz gedeckten Häuser standen zudem meistens sehr dicht beieinander. Dadurch konnte bereits ein relativ kleiner Brandherd eine Katastrophe auslösen und, durch eine wenig Wind angefacht, zu einer regelrechten Feuerwalze werden, die durch die Stadt fegte. Deshalb versuchte man manchmal eine Stadt ganz gezielt in Brand zu schießen, obwohl man damit natürlich auch Gefahr lief, Teile der wertvollen Beute zu zerstören, die man sich bei Einnahme und Plünderung erwarten durfte und nicht selten dringend benötigte um seine Truppen zu entlohnen.¹³⁴

Aber auch umgekehrt konnte sich der Artilleriebeschuss der Verteidiger äußerst verheerend auswirken. Dazu konnte es kommen, wenn beispielsweise eine Kanonenkugel, oder schlimmer noch, eine Mörsergranate in einem der Pulvermagazine einschlug. Dann explodierte selbiges meistens in einem wahren Feuerwerk und schleuderte Splitter, Trümmer und Steine Geschossen gleich durch die Gegend. Bisweilen brauchte es jedoch nicht unbedingt die Feindeinwirkung um zu einem solchen Ergebnis zu kommen. Erneut sei hier die Belagerung von Prag durch die Preußen genannt. Als sie die Stadt eingeschlossen hatten richteten sie für ihre vier um die Stadt verteilten Batterien Pulverlager und auch ein Labor ein, in dem Bomben verschiedenster Art gebaut wurden. Durch eine Unachtsamkeit eines Arbeiters flog selbiges in die Luft, sehr zur Verwunderung wie auch zur großen Freude der in der Stadt eingeschlossen kaiserlichen Truppen.¹³⁵

9.5 Deichdurchbruch und Wasserspiele

Neben all diesen fast schon üblich zu nennenden Maßnahmen, die man ergriff um sich auf Seiten der Verteidiger zu schützen oder von Seiten der Belagerer eben jenen Schutz zu unterlaufen, muss man eine spezielle Form gesondert nennen. In manchen Fällen spielte Wasser eine entscheidende taktische Rolle. Dies begann bei wassergefüllten Wehrgräben und konnte bei inselartig angelegten Städten und Festungen enden. Insbesondere die Kriege in den Niederlanden - welche ohnehin schon halb unter dem Meeresspiegel liegen - erforderten verschiedene zum Teil äußerst kreative Lösungen um das nasse Element in die jeweilige Taktik einzubauen.

¹³⁴ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 214

¹³⁵ Seyfert; *Geschichte des in Teutschland geführten Krieges*; S. 88

In seiner simpelsten Form stellte sich dieses Problem meist als wassergefüllter Graben dar. Die bereits erwähnte Methode, durch Beschuss die dahinter liegende Mauer dazu zu bewegen in den Graben zu stürzen, stellte hier sicherlich eine Möglichkeit dar. Wesentlich schwieriger war es, den Graben gleichsam anzubohren und das Wasser abzuleiten. Insbesondere da man dabei sehr nahe an den Befestigungen arbeiten musste und dem Feindfeuer umso stärker ausgesetzt war. Eine gänzlich andere Lösung fand General Hadik, als er mit seinen Truppen überraschend vor Berlin eintraf. Zwar hatte er die Preußen auf dem falschen Fuß erwischt, doch gelang es selbigen, die Zugbrücken hochzuziehen, welche den Graben überspannten und meinten so die kaiserlichen Truppen ausgesperrt zu haben. Hadik hingegen befahl seinen Artilleristen die Ketten unter Beschuss zu nehmen, welche zum Hochziehen der Brücke dienten. Da er für seinen Überfall eine Handvoll der besten Feuerwerker mitgenommen hatte die zu finden waren, trafen sie das Ziel bereits bei der dritten Salve, die Kette war zersprengt, die Brücke sauste herab und der Weg in die Stadt war frei.¹³⁶

Ein Graben stellte zwar in jedem Fall ein Hindernis und Ärgernis dar, unüberwindbar war er jedoch nicht. Weit schwieriger gestaltete sich die Angelegenheit, wenn ein Fluss mit im Spiel war. Nicht ohne Grund entstanden Ansiedlungen meist an Flussläufen. Einerseits natürlich weil sie als Verkehrsadern dienten, aber aus militärischer Sicht auch, weil sie ein exzellentes Hindernis für jeden Angreifer darstellen. In den meisten Fällen wurde der Fluss dabei direkt in das Verteidigungskonzept einbezogen: mal mehr erfolgreich, mal weniger, wie etwa im Fall von Kufstein. In jedem Fall aber war es - natürlich abhängig von Breite und Strömung - sehr schwierig und riskant über einen Fluss zu setzen, während der Belagerte die dicht gedrängten, zerbrechlichen Boote voller Soldaten unter Beschuss nahm. Somit konnte sich ein Strom als echtes Hindernis erweisen. Zwar konnte man ihn abseits vom Feind überqueren, Behelfs- und Pontonbrücken waren ja bereits bekannt, aber über einen Fluss anzugreifen war nahezu unmöglich. Um dieses Problem zu lösen kamen jedoch je nach örtlichen Gegebenheiten recht kreative Lösungen auf. Als etwa die Spanier gegen die Niederländer Krieg führten belagerten sie auch die Stadt Dendermonde. Die Stadt war durch den Flusslauf vor den Spaniern geschützt, doch gelang es diesen bereits nach elf Tagen die Stadt einzunehmen. Dies verdankten sie dem Einfall, den Fluss etwas oberhalb der Stadt einfach abzuleiten und somit dem Flussbett und dem Stadtgraben der sich ebenfalls das Wasser zu entziehen. Nun konnte man trockenen Fußes an die Mauern gelangen.¹³⁷

¹³⁶ Seyfert; *Geschichte des in Teutschland geführten Krieges*; S. 152

¹³⁷ Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen*; S. 13

In den Niederlanden erwies sich das Wasser aber noch als wesentlich zentraleres Element, das bisweilen dazu führte, dass regelrechte Binnenseeschlachten ausgefochten wurden um eine Stadt zu belagern, beziehungsweise zu verteidigen. Als Paradebeispiel kann hier die Belagerung Antwerpens gelten. Die Stadt lag fast inselartig geschützt und war über Kanäle mit den anderen Städten verbunden.¹³⁸ Diese Lebensadern galt es zu blockieren, wollte man die Stadt zu Fall bringen. Der Prinz von Parma, Befehlshaber der Spanier, fasste also den Plan, die Schelde, welche die Hauptversorgungsrouten stellte, zu blockieren. Zu diesem Zweck eroberte er die zum Schutz des Handelsweges am Ufer angelegten Bastionen.¹³⁹ Um danach den mehr als einen Kilometer breiten Strom zu sperren ließ er eine gewaltige Brücke errichten. Von beiden Uferseiten bauten seine Ingenieure nun eine hölzerne Brücke. In der Mitte fand sich eine Lücke, 600 Fuß breit, welche mit Schiffen verschlossen werden konnte. Zu beiden Seiten dieser Lücke waren in die Brücke Kanonenstellungen eingebaut. Die notwendigen Schiffe fielen Parma bei der Eroberung von Gent in die Hände. An die Schelde brachte er sie, indem er einen Deich brechen ließ und die Schiffe über die ehemals grünen, nun unter Wasser stehenden Felder heranzuführen ließ.¹⁴⁰

Diese Brücke sperrte die Schelde sehr effektiv, sie überstand sogar die winterliche Eisdrift ohne größere Schäden. Die Verteidiger wiederum fassten einen gewagten Plan: man rüstete eine Flotte von Brandschiffen aus. Diese sollten jedoch vor allem den Feind davon ablenken, dass sich in ihrem Inneren zwei Sprengschiffe versteckten. Eigentlich hatte man wesentlich mehr gewollt, doch war es schon schwierig genug gewesen, den Händlern der Stadt relativ wenige Schiffe abzurufen. Die Sprengschiffe wurden mit einer gewaltigen Sprengladung bestückt, die noch mit Eisennägeln, Kieselsteinen, ja sogar Messern und Gabeln bedeckt wurden, kurz mit allem, was irgendwie verletzen konnte, wenn es wild durch die Gegend flog.¹⁴¹ Eines Nachts ließ man die pathetisch auf "Glück" und "Hoffnung" getauften Schiffe samt ihrer Begleitflotte los. Während die "Glück" auf Grund lief, gelang es der "Hoffnung" die Brücke zu erreichen und sich in ihrem Pfeilerwerk zu verkeilen. Die Explosion war gewaltig. Eine Welle von Hitze und umherfliegenden Trümmern traf die Spanier. Die Brücke wurde schwer beschädigt und zahlreiche Spanier verloren ihr Leben.¹⁴² Der Zeitpunkt für einen Ausfall wäre ideal gewesen, doch glaubte man auf Seiten der Verteidiger, die Brücke wäre noch immer voll intakt, so dass ein solcher Versuch unterblieb.

¹³⁸ Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen*; S. 4

¹³⁹ Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen*; S. 9

¹⁴⁰ Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen*; S. 20-22

¹⁴¹ Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen*; S. 35-36

¹⁴² Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen*; S. 39-40

10. Das Ende

All die verschiedenen Maßnahmen, die während einer Belagerung getroffen wurden, seien es nun die Laufgräben, das Graben von Minen zur Sprengung, oder einfach nur das stille Abwarten, zielten schließlich auf ein Ergebnis: die Stadt zu Fall zu bringen. Dieses Ergebnis konnte auf verschiedene Arten zustande gebracht werden. Zuerst natürlich durch die Kapitulation der Eingeschlossenen. Insbesondere wenn sich Hunger einstellte war man oftmals zur Übergabe bereit, nicht zuletzt da man darüber hinaus einen Sturm auf die Stadt meist vermeiden wollte. Den Angreifern war dies natürlich durchaus recht, schonte eine kampflose Übergabe doch Männer und Ressourcen ebenso, wie sie Zeit und Aufwand sparte. Da man jedoch nicht in allen Fällen darauf vertrauen konnte, dass die Belagerten irgendwann ein Einsehen haben würden und man schlicht nicht die Zeit und Geduld hatte, ewig abzuwarten bis der Hunger sie in die Knie gezwungen hatte, musste man bisweilen versuchen die Stadt im Sturm zu nehmen.

10.1 Die Kapitulation

Wenn die Belagerten über kurz oder lang einsehen mussten, dass sie auf verlorenen Posten standen, konnten sie versuchen sich zu retten, indem sie vor den Angreifern kapitulierten. Dabei bestand die Kunst jedoch darin, den richtigen Zeitpunkt zu treffen. Wenn eine Stadt erst einmal erstürmt war und das Plündern losgegangen war, war es zu spät. Wenn man bereits allzu offensichtlich an der endgültigen Niederlage schrammte, befand man sich ebenfalls in keiner sehr starken Verhandlungsposition. In den Verhandlungen versuchte der Kommandant der Verteidiger sein bestes, um sich zumindest das Leben seiner Männer und im Idealfall auch jenes der Zivilisten garantieren zu lassen. Das Optimum stellte dabei die ehrenvolle Kapitulation dar, bei welcher es den Truppen der Belagerten bisweilen erlaubt wurde, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel abzuziehen. Dabei wurde auch versucht, möglichst viel von der Beute, welche für die Soldaten im wahrsten Sinn des Wortes überlebenswichtig war, fortzuschaffen. So geschah auch bei der Belagerung von Garz im Jahre 1636. Als die Eingeschlossenen abziehen durften, folgte ihnen ein Tross von mit Beute beladenen Wagen, der die Länge des eigentlichen Heeres bei weitem überstieg.¹⁴³

Die Soldaten dankten es ihrem Heerführer freilich, wenn er sie durch Verhandlungsgeschick aus derart ausweglosen Situationen herauszuführen vermochte. Die Begeisterung bei dessen Vorgesetzten wiederum hielt sich verständlicherweise in Grenzen. Für die Kriegsführung der

¹⁴³ Höbelt; *Surrender in the Thirty Years Wars*; S.147

frühen Neuzeit spielten Festungsplätze eine zentrale Rolle. Insbesondere in Bezug auf die Verfügbarkeit unterschieden sie sich dabei von den Heeren. Eine Armee konnte - immer unter der Voraussetzung, dass ausreichend Geld vorhanden ist - relativ leicht ersetzt werden. Die Werbung dauerte freilich eine Weile, doch im Gegensatz zum Bau einer Festung und deren Finanzierung, stellte sie das kleinere Übel dar. Hinzu kam, dass eine einmal verlorene Festung eben nicht mehr zu ersetzen, sondern nur unter großen Verlusten zurück zu erobern war. So wundert es nicht, dass der jeweilige Kommandant sich rechtfertigen musste und dabei zuweilen in Erklärungsnot geriet. So erging es beispielsweise dem Kommandanten von Olmütz, der als Strafe für seine Kapitulation enthauptet wurde. Diese Verbissenheit, mit der man nicht nur den Gegner bekämpfte, sondern auch die eigenen Leute bestrafte, fand während des dreißigjährigen Krieges ihren Höhepunkt. Erst danach begann man die Sache rationaler zu sehen und einmal gab sogar niemand geringerer als Louis XIV den Befehl zu kapitulieren, als er der Meinung war, der Ehre sei genüge getan.¹⁴⁴

10.2 Der Sturm

Ein Sturmangriff musste natürlich exakt vorbereitet werden, denn auch wenn man den Verteidiger bereits schwer geschwächt hatte, so lag der Vorteil auch bei zahlenmäßiger Unterlegenheit eindeutig bei ihm. Bei entsprechend guter Motivation der Verteidiger war es tatsächlich überraschend "einfach", eine befestigte Stadt oder eine Festung auch bei einem direkten Angriff zu halten.¹⁴⁵ Demgemäß versuchten die Angreifer nach Möglichkeit, diese Vorteile weitgehend auszugleichen. Im Idealfall hatte man sich mittels der Laufgräben und Sappen bereits bis dicht an die gegnerischen Stellungen herangetastet und somit schon den ersten Vorteil der Belagerten neutralisiert. Nun musste man sich nicht mehr direkt dem Feuerhagel aussetzen der einen getroffen hätte, wenn man direkt über das deckungsfreie Glacis vorgerückt wäre. Als Angriffsziel wählte man einen Schwachpunkt des gegnerischen Festungswerkes, sei es ein natürlicher oder einer den man selbst geschaffen hatte. Durch anhaltenden Artilleriebeschuss und Minen hatte man während der vorangegangenen Phase der Belagerung die gegnerischen Stellungen eventuell bereits beschädigt. Dennoch wusste natürlich auch der Feind, dass etwa eine zerstörte Bastei oder eine zertrümmerte Mauer ein idealer Angriffspunkt wäre und bewachte sie entsprechend.

Auf Seiten der Belagerer wiederum war dies alles ebenso bekannt. Um dem entgegenzuwirken und gleichzeitig das in Militärkreisen immer hoch geschätzte

¹⁴⁴ Höbelt; *Surrender in the Thirty Years Wars*; S. 148

¹⁴⁵ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 216

Überraschungsmoment zum eigenen Vorteil auszunutzen, konnte es vorkommen, dass man beispielsweise mehrere Minen simultan unter gegnerische Stellungen trieb und sie erst unmittelbar vor dem Angriff zündete.¹⁴⁶ Wenn diese gleichzeitig gesprengt wurden, eröffnete dies nicht nur einen potentiellen Zugang für den finalen Sturmangriff, sondern erzeugte unter den Verteidigern nicht selten für einige kritische Momente Panik und Verwirrung. Das daraus folgende allgemeine Chaos konnte dann von einem entschlossenen Angreifer durchaus ausgenutzt werden und einem beherzt geführten Sturmangriff zum endgültigen Erfolg verhelfen.

Die Infanterie und somit die Masse an Fußknechten trug dabei wie auch auf dem offenen Schlachtfeld, die eigentliche Hauptlast des Kampfes. Sie warteten in Bereitschaft in den Laufgräben oder auf den eigens im Grabensystem freigeräumten Aufmarschplätzen auf das Signal zum endgültigen Angriff. Dabei befanden sich die vordersten Kämpfer oft nur wenige Meter vor dem "geschützten Weg", der meist die erste Befestigungslinie einer Fortifikation bildete. Auf diesem Weg befanden sich freilich wiederum Truppen des Gegners und so musste er zunächst vom Feind geräumt werden. Die einfachste Methode stellte es dabei dar, mit einem gewagten Satz über die Brustwehr des eigenen Grabens zu springen und in großer Zahl unter Hurrageschrei auf den Feind einzustürmen, wengleich man dabei für einen Moment dem tödlichen Feuerhagel von Mauer und Graben ausgesetzt war. Mit dem Aufkommen der ersten Handgranaten, zunächst primitive, pulvergefüllte Kugeln aus Metall oder Keramik, hatte man zu diesem Zweck eine wirkungsvolle Waffe an der Hand. Gleichzeitig in großer Zahl in die feindlichen Stellungen geworfen, richteten sie durch ihre Explosion und die umherfliegenden Schrapnelle und Splitter großen Schaden an und sorgten für einen Moment der Orientierungslosigkeit, was man nutzen konnte, um in die feindlichen Stellungen einzudringen und die im Idealfall von den Granaten noch regelrecht benommenen Soldaten niederzumachen.¹⁴⁷

Im Anschluss daran musste man zunächst den oftmals vorhandenen Graben queren, was sich als durchaus schwierig erweisen konnte, insbesondere, wenn es sich um einen Nassgraben handelte. Natürlich war dieser auch von Brücken überspannt, doch waren diese meistens schwer gesichert, beispielsweise durch flankierende Artilleriestellungen. Eine andere Möglichkeit den Graben zu überqueren bestand etwa darin, dies an Stellen zu tun, die bereits verfüllt waren durch gesprengte oder mit Artillerie zerschossene Mauersegmente und

¹⁴⁶ Duffy; *Siege Warfare*; S. 99

¹⁴⁷ Duffy; *Siege Warfare*; S. 98

Bastionen. Die größte Gefahr drohte dabei nach wie vor durch massierten Beschuss. Besonders die Nutzung von Kartätschen erwies sich als geradezu mörderisch. Diese Ladungen aus Kleinstmunition, seien es Musketenkugeln, Metallsplinter oder auch nur Kieselsteine, konnten besonders auf kürzeste Distanz verheerende Verluste verursachen. Wie groß diese Gefahr war, zeigt etwa die Belagerung der Festung Schweidnitz. Zwar gelang dabei den kaiserlichen Truppen die Erstürmung, doch die preußischen Kartätschen forderten an die achttausend Mann Blutzoll unter den Angreifern.¹⁴⁸ Dementsprechend wichtig war es, dass man schon während der Belagerungsphase gezielt die gegnerischen Artilleriestellungen auszuschalten versuchte, sei es durch Beschuss mit den eigenen Kanonen, oder durch den Angriff mit Minen.¹⁴⁹

All dies hatte natürlich den letztendlichen Zweck, dem Angreifer den Zugang zur Stadt zu ermöglichen. Zu diesem Zwecke griff man auch gezielt die Tore an, beziehungsweise versuchte sie für nachrückende Truppen zu öffnen. Wie heftig und verbissen in dieser letzten, entscheidenden Phase beide Seiten kämpften zeigt das Beispiel Magdeburgs. Nach einer mehr als zweimonatigen Belagerung setzte das Heer der katholischen Liga zum Sturmangriff an. Trotz des Flehens der Stadtbevölkerung, dass sie keine Lust hatten zu Märtyrern zu werden, wehrte sich der Stadtkommandant Falkenberg verbissen mit seinen Soldaten. Der Sturm auf die Stadt sollte schließlich zwei ganze Tage andauern. Erst als Pappenheim einen auf eigene Faust zu einem weiteren Angriff ansetzte, fiel Magdeburg nach langem und hartem Kampf.¹⁵⁰ Wenn der Gegner dann erst einmal eingedrungen war, war die Stadt meist über kurz oder lang verloren, konnte der Angreifer nun doch seine zahlenmäßige Überlegenheit endgültig ausspielen und nicht selten war die Überwindung der Stadtmauern das endgültige Vorzeichen der Niederlage.

11. Die Nachwirkungen

Belagerungen stellten für das Ziel verheerende Einschnitte dar, die nicht nur unmittelbare Opfer forderten. Vielmehr konnte es direkt im Anschluss ebenso wie auf längere Zeit zu schlimmen Folgen kommen. Das Land war oft verwüstet, die Stadt mochte in Trümmer liegen. Nach dem Ende der unmittelbaren Kampfhandlungen warteten also noch schwere Prüfungen auf die ohnehin bereit leidgeplagten Menschen.

¹⁴⁸ Seyfart; *Geschichte des in Teutschland geführten Krieges*; S. 160

¹⁴⁹ Duffy; *Siege Warfare*; S. 99

¹⁵⁰ Wedgewood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 251

11.1 Das Los der Verwundeten

Wenn sich nach dem Kampf der Pulverqualm verzogen hatte, blieben in den Laufgräben, auf den Mauern und in der Stadt zahllose Gefallene zurück. Doch neben ihnen fanden sich ebenso zahlreiche Verwundete. Angesichts der medizinischen Versorgung der damaligen Zeit - oder vielmehr wegen des Mangels einer solchen - traf sie ein ganz besonders hartes Los.

Theoretisch fanden sich im Tross einer Armee auch immer eigene Feldscher. In der Praxis brauchte man dazu jedoch weder Fachwissen, noch irgendeine Form von Ausbildung. Feldscher zu sein bedeutete also weniger tatsächlich einen Beruf nebst Kompetenz innezuhaben, sondern war eher die Absichtserklärung, sich mit Verwundeten abzugeben. Wer immer wollte, konnte sich selbst zum Feldscher erklären. Demgemäß waren diese vermeintlichen Heiler oft nicht viel mehr als blutige Handwerker, die Kugeln und Splitter zogen und Wunden mit allerlei oft sehr zweifelhaften Mitteln behandelten.¹⁵¹ Die mangelnde Hygiene verstärkte diese katastrophalen Bedingungen nur noch weiter. Insbesondere Infektionen führten nicht selten zum Ausbruch von Wundbrand und machten es erforderlich, dass der Feldscher zum gefürchtetsten Teil seines Repertoires greifen musste und die entsprechende Gliedmaße amputierte.

Auch die Verwundeten auf Seiten der Verteidiger waren solchen Praktiken oft auf Gedeih und Verderb ausgesetzt, reichten doch auch die eventuell in der Stadt vorhandenen Medici, so sie den Sturm auf die Stadt überlebt haben sollten, nicht aus, um all dem Leiden ringsum Herr zu werden. Daher fanden die meisten Soldaten wie so oft Hilfe bei ihren Frauen und Familien im Tross, oder auch bei der einen oder anderen besonders gutherzigen Dirne. Das über Generationen überlieferte Heilwissen, welches Kräuterkunde und ähnliche Dinge umfasste, bewahrte die Soldaten nicht selten vor dem ansonsten unausweichlichen Tod. Nützlich war diese Pflege insbesondere während der riskanten Heilungsphase, nachdem der Feldscher seine größte Arbeit getan hatte.¹⁵²

Die katastrophale Lage der Verwundeten war dabei so offensichtlich, dass den Offizieren und Heerführern das Problem natürlich durchaus bewusst war. Ob ein Soldat nun Tod oder verwundet war, war in der Tat relativ nebensächlich, in jedem Fall fiel er als Kämpfer aus und nicht selten bedeutete eine Verwundung nicht viel anderes als lediglich einen Tod auf Raten. Auch fielen amputierte oder anderweitig behinderte Männer als Soldaten aus, auch wenn sie letztlich überlebten. Um diese Missstände anzugehen und abzuschaffen gab es auch Ideen,

¹⁵¹ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 216

¹⁵² Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 216

wie man organisiert und effizient Verwundete pflegen könnte. Als ein Beispiel sei hier Lazarus von Schwendi gedacht. In seinem "Kriegsdiskurs" befasst er sich neben anderen Fragen auch mit der Versorgung von Verwundeten. So regt er etwa an, man solle bei Schlachten oder Belagerungen eigene Sammelstellen für Verletzte, etwas abseits vom eigentlichen Kampfgeschehen, einrichten: eine Vorgangsweise, die sich auch heute noch in jeder modernen Armee findet. Die tatsächliche Versorgung sollten dann - abgesehen von den diversen Helfern aus dem Tross - vor allem ein eigens zu diesem Zweck angestellter Spitalsmeister nebst einigen geschulten Gehilfen übernehmen. Nach von Schwendis Plan hätte jedem Regiment ein solcher Spitalsmeister zur Seite gestellt werden sollen, die im Ernstfall gemeinsam eine Art Sanitäter-Korps gebildet hätten und die Verwundeten der Armee versorgt hätten. Wie so oft in der Kriegsführung der frühen Neuzeit war natürlich all dies vor allem eine Frage des Geldes, doch auch hierzu hatte von Schwendi sich Gedanken gemacht. So schlug er beispielsweise vor, dass man zur Bezahlung dieser zusätzlichen Posten einfach einen Teil des Soldes von jedem Soldaten einbehalten solle, immerhin konnte er ja früher oder später auf die Hilfe der Spitalsmeister angewiesen sein. Ihm schwebte also bereits eine Art von verpflichtender Krankenversicherung vor. So schön dies alles in der Theorie klang, machte die Praxis solchen Plänen einen Strich durch die Rechnung. Ein solch komplexes System war in der frühneuzeitlichen Kriegsführung, die oft an ein gelenktes Chaos erinnerte, nicht zu administrieren gewesen. Tatsächlich lag die Versorgung von Verwundeten bis zur Einführung der stehenden Heere weitestgehend im Argen.¹⁵³

11.2 Gefangennahme

Natürlich fielen bisweilen Gefangene an, insbesondere wenn man sich zur Kapitulation entschieden hatte. Im Feld fand dies eher selten statt, vielmehr lösten sich in diesem Fall die Armeen still und heimlich auf und die Soldaten zerstreuten sich in alle Winde. Im Falle einer Belagerung war dies freilich nicht möglich. Das Gefangennehmen von Gegnern lief dabei nach keiner Ordnung oder einem Prozedere ab. Die Betroffenen kamen zwar mit dem Leben davon, doch mussten sie sich selbst um ihre Versorgung, insbesondere mit Nahrung, kümmern. Für die Soldaten bedeutete die Gefangennahme nicht zuletzt auch eine finanzielle Katastrophe. Sie verloren all ihre Beute, die sie bisher angesammelt hatten. Die Offiziere

¹⁵³ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 216-217

ebenso, wobei diese als "Kriegsunternehmer" noch stärker betroffen waren, da ihre Investitionen - sprich ihre Soldaten - wegfielen.¹⁵⁴

Freilich hatte man auf Seiten der Sieger kein allzu großes Interesse daran, auf dem weiteren Feldzug einen Tross aus Gefangenen hinter herzuschleppen, die es zu bewachen galt. Daher wurden die Gefangenen oftmals gegen Lösegeld freigelassen. Dieses konnte nach Gutdünken festgesetzt werden und richtete sich meist nach Stand, Rang und Profession des Betroffenen. Im Jahre 1642 einigte man sich anlässlich der Belagerung von Zittau sogar auf eine Art verbindliche Preisliste. Diese entsprach im Groben dem Handgeld, das man bei der Werbung an den Soldaten zahlte. So schlug etwa ein Musketier mit sechs Gulden zu Buche und ein Reiter mit deren zwölf. Um einen Hauptmann auszulösen musste man schon stolze zwei- bis dreihundert Gulden berappen. Besonders wertvoll waren freilich die Generäle, über deren Preis frei verhandelt werden konnte. Dieses System stellte auch eine Art von gegenseitiger Lebensversicherung dar, da kaum jemand einen Gefangenen töten würde, der ihm noch Geld einbringen könnte.¹⁵⁵

Nicht selten blieben die Unterlegenen jedoch auch von diesen Maßnahmen verschont, da es die Gepflogenheit des "Unterstellen" gab. Dies bedeutete nichts anderes, als dass man einen Soldaten in die eigene Armee eingliedert. Da die meisten Soldaten nicht aus ideologischen Gründen kämpften, sondern für den versprochenen Sold, stellte dies eine zuverlässige und unkomplizierte Methode dar, die eigenen Verluste auszugleichen.¹⁵⁶ Dies betraf durchaus nicht nur die einfachen Soldaten, sondern alle Ränge. Auf diese Weise konnte man als Soldat sein Glück erneut versuchen und auf Beute hoffen. Ebenfalls dürfte dabei wohl eine Rolle gespielt haben, dass die Armee Sicherheit gab. Die Soldaten waren meist weit von ihrer Heimat entfernt und konnten gar nicht anders, als in der Truppe zu dienen. Angesichts der Wut der Zivilbevölkerung auf die Soldaten stellte die Armee nicht selten den einzig sicheren Ort dar. Auf sich selbst gestellt war die Lebenserwartung eines Soldaten dagegen äußerst begrenzt.¹⁵⁷

11.3 Plündern und Brandschatzen

Nachdem eine Stadt schließlich in Feindeshand gefallen war, bedeutete dies für die siegreichen Belagerer meist eine regelrechte Erlösung. Alle Anstrengungen der

¹⁵⁴ Höbelt; *Surrender in the Thirty Years Wars*; S.143-144

¹⁵⁵ Höbelt; *Surrender in the Thirty Years Wars*; S. 144-145

¹⁵⁶ Höbelt; *Surrender in the Thirty Years Wars*; S. 144

¹⁵⁷ Höbelt; *Surrender in the Thirty Years Wars*; S.147

vorangegangenen Wochen und Monate fielen ab und die Truppen gerieten in einen wahren Siegestaumel. Den Einwohnern hingegen stand nach all der Not die sie durchleiden mussten, das schlimmste noch ins Haus: die Plünderung ihrer Stadt. Diese war oft unvermeidlich, was vor allem daran lag, dass man Seitens der Angreifer fest mit einer gewissen Menge Beute rechnete. Zwar konnte der Heerführer der Armee den Sold seiner Truppen manchmal vorstrecken, nicht selten aus eigener Tasche, doch musste man sich in der Praxis auf die gemachte Beute verlassen, um Ausstände zu bezahlen und die Soldaten bei der Stange zu halten. Diese "Beuteökonomie" entwickelte eine Eigendynamik, die es notwendig machte, von Sieg zu Sieg zu eilen.¹⁵⁸ Somit blieb fast keine andere Wahl, als die Stadt für einen bestimmten Zeitraum nach dem Kampf, etwa zwei oder drei Tage, zur Plünderung freizugeben. Dies war sogar dezidiert in manchen Militärverordnungen festgeschrieben. Dabei sollten solche Plünderungen zwar in der Theorie nach gewissen Regeln ablaufen, doch sah die Praxis oftmals anders aus.¹⁵⁹

Dabei gilt es zunächst zu beachten, dass das "Recht des Siegers" zu allen Zeiten galt und die Unterlegenen sich ihnen immer nur auf Gedeih und Verderb ausliefern und lediglich beten und auf das Beste hoffen konnten. Somit waren Plünderungen an sich nichts Ungewöhnliches, doch mit dem Aufkommen der Söldnerheere am Beginn der frühen Neuzeit setzte eine immer weiter fortschreitende Verrohung ein. Während des dreißigjährigen Krieges erreichte man schließlich ein bis dato ungekanntes Maß an Grausamkeit, der die immer größere Verbitterung reflektiert, von denen beide Kriegsparteien getrieben wurden. Dabei ist auch festzustellen, dass die Grausamkeiten im Anschluss an eine Belagerung umso schlimmer ausfielen, je länger die Belagerung dauerte. Auch der Grad an Widerstand, den man den Belagerern entgegengebracht hatte, spielte eine Rolle.¹⁶⁰ Übergab man die Stadt gleich kampfflos, konnte man oft mittels Verhandlungen und durch die Zahlung einer Brandsteuer an die Angreifer das drohende Ungemach abwenden oder zumindest einschränken. Je offener der Widerstand gezeigt wurde, desto schlimmer erwies sich dies. So etwa auch im Falle Hans von Pienzenauers, dem sein offen zur Schau gestellter Widerstand bei der Belagerung Kufsteins, nebst seines Dickkopfes, schließlich auf kaiserlichen Befehl das Leben kostete. Als ein Beispiel soll hier die Plünderung einer Stadt dienen, die mit ihren ausufernden Grausamkeiten in ganz Europa Schrecken hervorrief und sich als Trauma so tief in die Herzen der Menschen grub, dass sie bis heute noch nicht vergessen ist: Magdeburg.

¹⁵⁸ Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle*; S. 161

¹⁵⁹ Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle*; S. 153

¹⁶⁰ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 216

Als ab Mai 1631 die vereinten Heere von Tilly und Pappenheim vor die Stadt rückten, war Magdeburg schon längst zu dem stilisiert worden, was man als Schicksals- oder Entscheidungsschlacht bezeichnen könnte. Nicht nur war es ein wichtiger strategischer Punkt an der Elbe, die katholischen Heerführer vermuteten auch Reichtümer und Vorräte hinter ihren Mauern, die ihre Truppen auf lange Zeit hätten versorgen können.¹⁶¹ Hinzu kam, dass die Bedeutung der Stadt insbesondere in protestantischen Kreisen fast schon sakral überhöht worden war. Sobald ruchbar geworden war, dass Magdeburg bedroht war, ergoss sich eine Flut aus Flugschriften über das Land, in es als Lucretia und als reine, hehre Jungfrau bezeichnet wurde, die nun den Betörungen und Drohungen durch die katholischen Horden widerstehen müsste.¹⁶²

Als nach langem, äußerst nerven- und kräftezehrendem Kampf die Stadt schließlich fiel, gab es unter den siegreichen Truppen kein Halten mehr - die Stadt war zum Untergang verdammt und die Soldaten waren nicht mehr im Zaum zu halten. Pappenheim etwa gelang es in letzter Sekunde, den Administrator der Stadt davor zu bewahren, von den Soldaten umgebracht zu werden. Und obwohl es beispielsweise Tilly gelang, gut sechshundert Frauen und Kinder in den Dom zu schaffen, wo ihnen das Kirchenasyl Schutz bringen würde, so hatte der Durchschnittsbürger weit weniger Glück.¹⁶³ Die Soldaten durchsuchten die Häuser und Keller der Stadt nach allem was irgendwie brauchbar und nicht niet- und nagelfest war. Nicht selten stießen sie dabei auf Alkohol, was die Situation noch verschärfte. Sie zwangen die Bürger ihnen alles zu übergeben, was ihnen noch geblieben war. Falls sie sich weigern sollten, setzte es Prügel und auch Folter bis hin zum Tod. In ihrem Wahn und ihrem Blutrausch töteten sie sogar kaisertreue, beziehungsweise katholische Bürger, welche die vermeintlichen Befreier begrüßen wollten. Während des Tages nahmen diese Exzesse schließlich immer schlimmere Ausmaße an. Dies ging bald soweit, dass jedwede Vorstellung und das Selbstverständnis der katholischen Truppen vom tapferen und biederem "Miles Christianus" komplett ad absurdum geführt wurden. Denn während der Dom der Stadt und die Menschen in ihm verschont blieben, wurde das Asylrecht anderer Kirchen völlig missachtet. Ebenso kam es zu zahllosen Vergewaltigungen. Diese waren ausnahmslos geächtet und standen gemäß der Militärordnung auch unter schwerer Strafe. Dennoch wurden sie wohl stillschweigend von den Offizieren

¹⁶¹ Wedgewood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 249

¹⁶² Wedgewood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 250

¹⁶³ Wedgewood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 251

geduldet, die schön völlig die Hoffnung aufgegeben hatten, ihre Männer noch unter Kontrolle zu halten¹⁶⁴

Hinzu kam, dass bei vielen Belagerungen und den anschließenden Plünderungen Feuer ausbrachen. Dies konnte einerseits durch die Unvorsichtigkeit von Soldaten geschehen, wenn sie die Stadt nach Beute durchkämmten. Manche legten in ihrem Zerstörungswahn wohl auch selbst Feuer. Dies war jedoch in den meisten Heeren strengstens verboten. Um "kontrolliert" Feuer zu legen, wurde sogar in den meisten Heeren der Posten des Brandmeisters geschaffen.¹⁶⁵ Im Falle Magdeburgs jedoch hatte er mit dem Feuer nichts zu tun, das die Stadt verwüstete. Vielmehr hatte man gar kein Interesse an einer Zerstörung der Stadt. Bis heute ist nicht ganz geklärt, was die eigentliche Ursache gewesen sein mag. Jedenfalls hatte Pappenheim beim Sturmangriff eines der Stadttore in Brand geschossen.¹⁶⁶ Als dann über den Tag Wind aufkam, fachte er dieses Feuer und die anderen, die vereinzelt in der Stadt ausgebrochen waren noch weiter an, sodass Berichten zufolge die zu einem Gutteil aus Holz gebaute Stadt bereits um zehn Uhr vormittags lichterloh in Flammen stand.¹⁶⁷ Tilly und Pappenheim versuchten sogar noch, ihre Truppen zu sammeln und den Brand organisiert zu bekämpfen, doch all dies half nichts, sodass sie nur versuchen konnten möglichst viele Männer aus der Stadt zu führen. Nicht wenige Soldaten kamen dabei um, weil sie den Rausch, den sie sich beim Plündern der Stadt angetrunken hatten in einem Hauskeller oder einer anderen stillen Ecke ausschließen.¹⁶⁸

Die Bilanz fiel erschreckend aus: von den dreißigtausend Einwohnern der Stadt hatten gerade einmal fünftausend das Massaker überlebt. Die meisten Überlebenden waren Frauen, die nun wiederum von den Soldaten verschleppt wurden. Angesichts ihrer Zahl forderte Tilly seine Männer sogar auf, sie entweder gegen Lösegeld freizulassen oder zu heiraten. Um Seuchen zu vermeiden wurden tausende Leichen einfach in den Fluss geworfen, wo sie noch viele Kilometer weit schwammen.¹⁶⁹ Die Grausamkeiten Magdeburgs verhärteten die Fronten im Krieg noch weiter, von nun an kämpfte man mit bis dato kaum gekanntem Zorn und Verbitterung. Bis heute gilt Magdeburg als Exempel für die Zerstörungswut der Menschen und was eine von allem entfesselte Soldateska anrichten kann.

¹⁶⁴ Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle*; S. 152-153

¹⁶⁵ Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens*; S. 214

¹⁶⁶ Wedgewood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 252

¹⁶⁷ Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle*; S. 154

¹⁶⁸ Wedgewood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 251

¹⁶⁹ Wedgewood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 253

12. Rezeption und mediale Wirkung

Seit Anbeginn stellten Belagerungen immer ein traumatisches Ereignis dar. Der Krieg war immer schon mit Schrecken und Gräuel verbunden, doch in Form einer Belagerung erlebte ihn die Zivilbevölkerung am unmittelbarsten. Während die Landbevölkerung meistens fliehen konnte, oder es zumindest versuchen konnte, war man in einer einmal umschlossenen Stadt dem Krieg auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Entsprechend tief gruben sich auch die Erinnerungen an solche Ereignisse ins Gedächtnis. Als Urbeispiel dient dabei sicher die Belagerung Trojas durch die Griechen. Zwar wurde die homerische Überlieferung mit Geschichten von Göttern, Helden und Holzpferden verbrämt, doch wissen wir, dass die Stadt existierte und die Belagerung an sich stattfand. Ungeachtet aller mythologischer Verbindungen hatte sich das Ereignis, das schon zur Zeit der Antike in ferner Vergangenheit lag, so tief ins kollektive Gedächtnis gebrannt, dass es nicht nur zu einem Kernstück der griechischen Bildung wurde, sondern bis heute nahezu jedermann bekannt ist.

Bis in das ausgehende Mittelalter hinein änderte sich nicht sehr viel in der Art und Weise, wie über Belagerungen berichtet und sie in der Bevölkerung aufgenommen wurden. Nach wie vor überwiegt das Legendenhafte gegenüber den Fakten, wenngleich ersteres wie so oft meist auf dem letzteren fußt. Dies wird auch am Beispiel Kufsteins ersichtlich. Die Ereignisse boten eine Reihe von Gelegenheiten, die Ausschmückungen geradezu herausforderten. Der sture Festungskommandant Pienzenauer etwa, der heldenhaft und loyal zu seinem Herren steht, aber letztlich doch sinnlos ausharrt, ist der perfekte tragische Held. Ihm gegenüber niemand geringerer als ein leibhaftiger Kaiser, passenderweise noch von Jähzorn gebeutelt, als bedrohlicher Antagonist. Demgemäß bot schon die Grundkonstellation jede Menge Steighilfen für Geschichten, bei denen man nicht genau zu sagen vermag, ob sie nun wahr sind, Legenden, oder irgendetwas im Graubereich dazwischen. So gibt es etwa die Erzählung, Maximilian habe mit kaiserlicher Hand die Kanone selbst ausgerichtet, die den ersten Schuss abgab. Ob er dies nun tatsächlich getan hat, oder nur in der Schanze stand um huldvoll zuzusehen, lässt sich nicht feststellen, ist aber in diesem Falle für die Wirkung auch eher belanglos. Hier gilt die alte Wahrheit: "Wenn es nicht wahr ist, so ist es gut erfunden". Was hingegen definitiv so nicht stattfand war die berühmte Geschichte vom Backenstreich. Maximilian hatte ja bereits verkündet, er wolle jedem Gewalt antun, der es wagen sollte, sich für Gnade gegenüber den Belagerten einzusetzen. Als niemand geringerer als ein Reichsfürst sich nach dem Ende der Belagerung für das Leben Pienzenauers stark machte, soll ihm der Kaiser höchstselbst eine schallende Ohrfeige verpasst haben. Eine solche Tat wäre sogar für

einen Kaiser undenkbar, ob nun in wütender Erregung oder nicht. Ob diese spezielle Geschichte nun wahr ist oder nicht, der unglückliche Pienzenauer starb trotzdem und die Legende um sein Kämpfen und Sterben machte schnell die Runde und verbreitete sich unter anderem durch viele Volkslieder und Gedichte. Sein Verhalten vor Kufstein, oder vielmehr das, was man ihm dabei andichtete, verschafften Maximilian schnell den Ruf von besonderer Grausamkeit, womit man dem letzten Ritter, trotz seines zeitweiligen Jähzorns, zweifellos unrecht tut.¹⁷⁰

Der Kampf um Kufstein zeigt jedoch auch einen anderen Aspekt der Rezeption. Das viel zitierte Wort, das Geschichte von Siegern geschrieben wird, bewahrheitete sich hier, denn Maximilian erkannte, dass er seinen Sieg auch propagandistisch ausschlichten konnte. Im von Jakob Fugger erstellten Ehrenspiegel etwa wird die Belagerung penibel geschildert. Dazu findet sich eine Illustration, welche den heldenhaften Kampf darstellt. Freilich hatte man auch hier ein wenig ausgeschmückt. Die Zahl der Belagerer wird übertrieben dargestellt und auf dem Fluss findet sich sogar eine schwimmende Batterie auf einem Floß, welche die Stadt unter Feuer nimmt. Eine solche hatte es vor Kufstein nicht gegeben, doch im Interesse der Imagepflege griff man eben zu Übertreibungen. Auch im Weißkunig wird die Belagerung Kufsteins geschildert, immer sehr zum Vorteil des Kaisers. Insbesondere der Backenstreich und die Hinrichtung des Kommandanten und seiner Offiziere fand auch Niederschlag in der bildenden Kunst. Zahllose Gemälde zeigen eben diese Szene, wobei nicht wenige auch von Maximilian geordert wurden um zu zeigen, welche Folgen es haben konnte sich ihm zu widersetzen. In der Innsbrucker Hofkirche schließlich findet sich eine Darstellung in Form eines Reliefs.¹⁷¹

Das Legendenhafte wich zwar immer mehr zurück, doch natürlich entstanden aus Gerüchten und Hörensagen weiterhin lebhaftere Geschichten, deren Wahrheitsgehalt nur schwer zu prüfen war. So soll Tilly etwa bei der Belagerung Magdeburgs einen Säugling vor dem Tode gerettet haben¹⁷². Am Beispiel Magdeburgs sieht man aber auch, dass sich eine andere Entwicklung abzeichnete. Die frühe Neuzeit setzte in vielen Bereichen Entwicklungen in Gang, die häufig rational und wissenschaftlich geprägte Veränderungen hervorriefen. Ähnlich war es im Bereich der Medien. Mit dem Druck von Flugblättern war es nun möglich, eine Vielzahl von Menschen zu erreichen. Während etwa oben erwähnter Fürstenspiegel wohl nur von wenigen Auserwählten gelesen wurde, hatten nun auch untere Schichten Zugang zu Information.

¹⁷⁰ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 16

¹⁷¹ Stelzer; *Die Belagerung von Kufstein*; S. 23

¹⁷² Wedgewood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 251

Wenngleich man natürlich auch hier übertrieb und den Feinden noch mehr Gräuel andichtete, reichte es oft aus, die Fakten für sich sprechen zu lassen, etwa im Falle Magdeburgs. Nachdem man bereits im Vorfeld die Belagerung zur Entscheidung Katholizismus gegen Protestantismus oder vereinfacht Gut gegen Böse stilisiert hat, stellten die Ereignisse von Sturm, Plünderung und Zerstörung ein geradezu traumatisches Erlebnis dar. Das ungekannte Ausmaß des Schreckens fand in Flugschriften weite Verbreitung, die Stadt wurde zum Märtyrer erklärt und schon zum deutschen Jerusalem ernannt.¹⁷³ Die Nachricht von Fall und Vernichtung Magdeburgs machte in Europa schnell die Runde. Aber auch auf Seiten der Katholiken war man schockiert. Man wollte zwar den Protestantismus in seine Schranken verweisen, aber solche Gräuel anzurichten war undenkbar. Selbst beim Dankgottesdienst in Wien soll die Stimmung gedrückt gewesen sein.¹⁷⁴

Sicher nicht beliebter machten sich die Sieger auch dadurch, dass sie nach den traumatischen Ereignissen noch einen draufsetzten. In einer Art Anfall von gegenreformatorischem Übereifer beschloss man ein für alle Mal, aus Magdeburg wieder eine katholische Stadt zu machen und auf diese Weise ein eindeutiges Signal an all jene zu schicken, die für den Protestantismus kämpften. Zum Dank für die Eroberung heilt man zu diesem Zweck eine Messe im Dom ab. Bei dieser Gelegenheit wurden die Fahnen der besiegten präsentiert und der Dom erneut als katholisches Gotteshaus geweiht. Um die neue Identität der Stadt noch weiter zu unterstreichen taufte man sie auch noch um. Aus Magdeburg wurde nun Marienburg.¹⁷⁵ Die Botschaft kam an. die Protestanten wussten, von nun an ging es um den Sieg, oder die völlige Vernichtung, wodurch sich die gegenseitigen Gräultaten noch weiter aufschaukeln sollten.

Magdeburg löste in ganz Europa einen - auch medialen - Widerhall aus. In zahlreichen Flugschriften überbot man sich nun darin, einander zu beleidigen, zu diskreditieren und natürlich die eigenen Vorzüge darzustellen. Man denke nur an die zahlreichen fast schon Beschwörungen ähnlichen Flugblätter, welche nun die Hilfe des Löw aus Mitternacht herbeisehnten. Auf Grund dieser unmittelbaren und auch langfristigen Wirkung kann man die Belagerung Magdeburgs als das erste echte deutsche Medienereignis bezeichnen.

¹⁷³ Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle*; S. 164

¹⁷⁴ Wedgwood; *Der Dreißigjährige Krieg*; S. 254

¹⁷⁵ Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle*; S. 253

Nachbemerkungen:

Die frühe Neuzeit ist bekannt als eine Zeit der Veränderungen. Nach der langen Periode des vermeintlich so finsternen Mittelalters fühlten die Menschen eine neue Zeit anbrechen. Die Rückbesinnung auf das antike Erbe, die verstärkte Herausbildung von so etwas wie Staatlichkeit im modernen Sinne oder auch der Beginn der Verwissenschaftlichung und damit der "Entzauberung" der Welt, lassen dies deutlich erkennen. Demgegenüber stehen noch verbreiteter Aberglaube und Religiosität, wie auch Elend unter vielen Teilen der Bevölkerung.

Die Belagerungen jener Zeit werfen ein Schlaglicht auf viele dieser Aspekte, da sie sich hier auf kleinstem Raum konzentriert begegnen. Angefangen von dem mathematischen Aufbau einer Festung, über die Eigenheiten eines Söldnerheeres, die gelegentlich religiös verbrämten Kriegsgründe bis hin zum Schicksal der Belagerten, welches in allerlei Flugblättern eindringlich geschildert wird, zeigt sich, dass sich all die Entwicklungen dieser bewegten Zeit hier konzentrieren. Interessanterweise erreichte die Belagerung - hier schon fast als Kunstform - den Höhepunkt ihrer Bedeutung. Dies tat sie kurz bevor sie selbige wieder verlor. Bereits zur Zeit Napoleons war der Krieg endgültig zu einem Bewegungskrieg geworden. Militärisches Genie äußerte sich nunmehr in taktischem Geschick bei offenen Feldschlachten, statt vor den Mauern einer belagerten Stadt. Schlussendlich fielen die meisten der großen Befestigungsanlagen, die noch vor wenigen Generationen mit größtem Aufwand und scheinbar für die Ewigkeit errichtet worden waren, der Schleifung zum Opfer.

Nichtsdestotrotz blieben Belagerungen im kollektiven Gedächtnis als besonders einschneidende wie auch herausragende Ereignisse in Erinnerung. Der ganze Schrecken des Krieges zeigte sich hier besonders deutlich und brach auch über die Zivilbevölkerung herein. Zusammen mit den Schilderungen von heftigen Kämpfen, furchigen Angreifern und tapferen Verteidigern begründet sich so die anhaltende Wirkung dieser Ereignisse und führt somit gewissermaßen von den Toren Trojas bis hin zum Fall von Magdeburg.

Anhang I: Abstract

Über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg bildeten die Menschen Ansiedlungen. Und ebenso wurde zu allen Zeiten um die Kontrolle dieser strategisch, ökonomisch und gesellschaftlich so bedeutenden Plätze gekämpft. Die Methoden blieben dabei seit der Antike nahezu unverändert. Eine Ringmauer aus Stein oder Holz, im Idealfall noch durch einen Graben ergänzt, reichte meist um den Feind im wahrsten Sinn des Wortes auszusperren. Diese meist dünnen, aber dafür sehr hohen Mauern musste der Angreifer nun überwinden, um sich der Stadt oder Festung zu bemächtigen. Dies geschah meist durch Leitern, Steighilfen und Torrammen, während die Wurfmaschinen noch eine relativ überschaubare Gefahr bedeuteten.

Diese Art des Belagerungskampfes erhielt sich durch die Antike bis ins Mittelalter. Zwar mag es im Bereich der Waffentechnik Optimierungen und Verfeinerungen gegeben haben, jedoch das Grundprinzip blieb gleich: ein Schlagabtausch von einzelnen Nahkämpfern. Dies sollte sich jedoch mit dem Einsatz von Schießpulver schlagartig ändern. War die neue Waffentechnik zunächst ein Kuriosum, so fand sie immer weitere Verbreitung. Musketen und Kanonen veränderten die Kriegsführung grundlegend. Nunmehr war es möglich, den Feind indirekt über große Distanzen anzugreifen und die vergleichsweise zerbrechlichen mittelalterlichen Befestigungen, die über Jahrhunderte verlässlich gedient hatten, mit wenigen Schüssen zu zerschlagen.

Wie immer wenn es eine militärische Entwicklung gab, wurde die Gegenseite zum Nachziehen gezwungen. In diesem Fall bedeutete dies, dass eine neue Art von Festung nötig war. Die Mauern mussten nunmehr niedrig, aber dafür sehr dick sein, um gegen Artilleriebeschuss bestehen zu können. Um wiederum selbst Geschütze zur Verteidigung einsetzen zu können, musste man die Formgebung entsprechend wählen und so kam es zur Entwicklung des Rondells, welches schließlich über die aus Ravelin und Hornwerk bestehenden Vorwerke zu jenen komplexen Festungsbauten führte, welche - riesigen Sternen gleich - in der Landschaft thronen. Um solch eine Festung zu errichten musste man natürlich all das mathematische Wissen aufbieten, welches man im Zuge der allgemeinen Verwissenschaftlichung aufbieten konnte. Dieses kam auch auf Seiten der Angreifer zum Tragen, die komplexe Systeme aus Laufgräben schufen und den Feind - im wörtlichen Sinne - unterminierten.

Doch auch andere neuzeitliche Entwicklungen zeigten und brachen sich an Belagerungskämpfen. Die religiöse Verbrämung mancher Konflikte etwa, oder die

zunehmende Verwahrlosung und Verarmung der Landbevölkerung, die scharenweise in die Heere strebte, nur um dann ihre vorherigen Leidensgenossen auszuplündern. Wie ambivalent und vielschichtig die Lebenswelten damals sein konnten, zeigt sich wiederum daran, wie man mit Belagerungen umging, was durchaus davon abhing, ob innerhalb der Stadt ein Bürgermeister, Stadträte, oder schlicht ein anderen Vorgesetzten unterstellter militärischer Kommandant das Sagen hatte.

In jedem Fall jedoch brachte eine Belagerung mit all ihren Grausamkeiten und Entbehrungen großes Leid über die Menschen. Leid, vor dem sie anders als im "normalen" Krieg nicht einfach fliehen konnten, sondern dem sie auf Gedeih und Verderb ausgeliefert waren. dementsprechend groß war die Resonanz in Form von Flugblättern und ähnlichem, welche in großer Zahl gedruckt wurden. Welchen Eindruck diese hinterlassen konnten zeigt das Beispiel der Belagerung Magdeburgs, welche von beiden Seiten dermaßen überhöht worden ist, dass sie im Zusammenspiel mit der grausamen Plünderung und dem alles vernichtenden Brand dafür gesorgt hat, dass sie uns bis heute in Erinnerung geblieben ist.

Anhang II: Literaturverzeichnis

Hartwig Neumann; *Festungsbaukunst und Technik, deutsche Wehrbauarchitektur vom XV. - XX. Jahrhundert*; Augsburg 2000

Christopher Duffy; *Siege Warfare - the fortress in the early modern world 1494-1660*; London 1987

Gertrud Buttler; *Die Belagerung des Ladislaus Postumus in Wiener Neustadt*; Wien 1986

Wolfgang Reinhard; *Geschichte der Staatsgewalt*; München 1999

Major A.D. Theodor Fuchs; *Geschichte des europäischen Kriegswesens; Teil: Vom Altertum bis zur Aufstellung der stehenden Heere*

Bertrand M. Buchmann; *Befestigungen an der Donau in Österreich*; Wien 1981

Cyril Falls; *Große Landschlachten*; Frankfurt 1964

Friedrich Schiller; *Die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585*; Leipzig 1915

C.V. Wedgewood; *Der Dreißigjährige Krieg*; München 1967

Johann Friedrich Seyfert; *Geschichte des im 1766. und 1757. Jahre in Teutschland und dessen angränzenden Ländern geführten Krieges*; Frankfurt 1785

Hans-Christian Huf; *Mit Gottes Segen in die Hölle: Der Dreißigjährige Krieg*; München 2003

Lothar Höbelt; *Surrender in the Thirty Years Wars*; in: Holger Afflerbach & Hew Strachan; *When fighting ends - a history of surrender*; Oxford 2012

Anhang III: Lebenslauf

- + geboren in Wien am 14.07.1986
- + Besuch der Volksschule Judenplatz in Wien von Sept. 1992 - Juni 1996
- + Besuch des Akademischen Gymnasiums Wien ab Sept. 1996, dort im Juni 2004 mit gutem Erfolg maturiert;
- + Sept. 2004 - April 2005: Ableisten des Präsenzdienstes beim österreichischen Bundesheer
- + Sept. 2005 - Juli 2006: Studium der Architektur an der Technischen Universität Wien
- + Okt 2008: Leistungsstipendium lt. Studienförderungsgesetz der Universität Wien
- + seit Sept. 2006: Studium der Geschichte an der Universität Wien
- + SoSe 2011: ERASMUS-Studienaufenthalt „Freie Universität Berlin“
- + seit 2003: ehrenamtliche Tätigkeit und Ausbildung als Kinder- und Jugendleiter bei den Pfadfindern und Pfadfinderinnen Österreichs